

Der Maler

Zeitschrift des Verbandes der Maler, Lackierer, Anstreicher, Tüncher und Weißbinder Deutschlands.

Erscheint Sonnabends. Bezugspr. 3 M., 2. Kreuzb. 4 M. viertelj. Schriftl. u. Geschäftsst.: Hamb. 36, Alter-Terrasse 10. Spfr.: 44 28 86. Postch.: Vermögensverw. d. Verb. Hamb. 11598
46. Jahrgang Hamburg, 27. August 1932 Nummer 35

Wirtschaftspolitische Hoffnungen und Aussichten

Die allgemeine Wirtschaftslage ist noch außerordentlich unbefriedigend. Besonders in Deutschland, wo die Arbeitslosigkeit um die gegenwärtige Jahreszeit noch nie einen so hohen Stand erreichte und eine so geringe saisonmäßige Entlastung aufwies. Das muß starke Besorgnisse für den kommenden Winter hervorrufen. Dennoch mehren sich die Stimmen, die eine Aenderung der Wirtschaftslage als begonnen oder nahe bevorstehend bezeichnen. Ohne in Optimismus zu verfallen, dem leicht Enttäuschungen folgen, kann anerkannt werden, daß sich gewisse wirtschaftspolitische Erscheinungen in diesem Sinne deuten lassen. So insbesondere die Preisentwicklung, desgleichen die Erlebigen der Reparationsfrage. Die Reparationen sind unter dem Druck der Weltkrise zusammengebrochen. Der Lausanner Vertrag ist zwar noch nicht ratifiziert. Gleichwohl wird mit ihm ein Strich durch die bisher bestandenen Reparationsverpflichtungen gezogen. Sie mußten fallen, weil sich ohne Gewaltanwendung aus der deutschen Wirtschaft nichts mehr herauspressen ließ und im übrigen die Fortsetzung der Reparationsleistungen die Wirtschaft der Reparationsgläubiger selbst schwer gefährdete.

So begrüßenswert die Streichung der Reparationsleistungen ist, eine unmittelbare finanzielle Erleichterung geht daraus für die deutsche Wirtschaft nicht hervor, da die Reparationszahlungen bereits seit einem Jahre eingestellt sind. Eine Besserung der Wirtschaftslage trat nicht ein. Diese hätte sich bemerkbar machen müssen, wenn die Reparationszahlungen die ihnen von den Rechtsparteien, vor allem den Nazis, beigemessene Bedeutung für die deutsche Wirtschaft zukommen sollte. Nichts davon! Einfach aus dem Grunde, weil sie nur einen Teil der von dem deutschen Volke und seiner Wirtschaft zu tragenden Lasten darstellen. Deshalb bietet ihr Wegfall nur den Vorteil, daß die in dem Fortbestand der Reparationen liegende wirtschaftliche Beunruhigung beseitigt ist. Zur Aenderung der Wirtschaftslage reicht dieses Moment jedoch noch nicht aus.

Mindestens ebenso schwer wie die nun zum Teil beseitigten politischen Auslandsschulden drückt die private Verschuldung auf die deutsche Wirtschaft. Diesen Druck zu mildern oder zu beseitigen, müßte der Verständigung in der Reparationsfrage auch eine endgültige Regelung der privaten Schulden folgen. Einen Anfang dazu bildet die Sanierung der Großbanken durch das Reich, die letzterem bei entsprechender Ausnützung einen weitgehenden wirtschaftlichen Einfluß zu sichern imstande ist. Diese Sachlage auszunutzen bietet leider die gegenwärtige Reichsregierung keine Gewähr. Nur bei Anpassung der bestehenden Schuldverhältnisse an die vorhandene Wirtschaftslage kann der Weg zum wirtschaftlichen Wiederaufstieg frei werden. Moratorien im Innern wie dem Ausland gegenüber bringen jedoch keine Hilfe. Bloßer Zahlungsausschub bedeutet nur eine Vertagung der notwendigen Lösung. Soll auch hier wieder das Reich helfen? Vielleicht durch Währungsversuche auf Kosten der Sparer, Gläubiger und Steuerzahler? Die Großindustrie und Großagrarien würden eine derartige Hilfe sehr gern sehen! Sie ist aber entschieden abzulehnen, wenn nicht eine völlige Zerstückelung des Vertrauens in die deutsche Wirtschaft eintreten soll.

Der Kapitalismus sucht einer Selbsthilfe, die nur durch scharfe Kapitalbeschnidungen bei den überschuldeten Unternehmungen zu erreichen ist, auszuweichen. Es ist ja auch einfacher und vorteilhafter, die Sanierung auf Kosten der arbeitenden Bevölkerung vorzunehmen. Deshalb wird der Schwindel von dem deutschen Versorgungs- und Wohlfahrtsstaat fortgesetzt. Der Reichskanzler von Papen hat sich die kapitalistische Behauptung vom Wohlfahrtsstaat, der die deutsche Wirtschaft ruiniere, zu eigen gemacht. Er hat damit den Erfolg erreicht, daß den Angriffen auf die Fürsorge- und Sozialversicherungsleistungen, die ohne Rücksicht auf jahrzehntelange Beitragszahlungen der Versicherten brutal herabgesetzt wurden,

bereits erneute Angriffe auf die Lebenshaltung der Arbeiter folgen. Ermutigt durch den Wahlerfolg ihrer nationalsozialistischen Schutztruppe und in Erwartung der Hitlerregierung fordert die Schwerindustrie einen Lohnabbau bis zur Höhe der jetzigen Arbeitslosenunterstützung. Ist das auch Wahnsinn, so zeigt er doch Methode!

Kollegen, denkt daran!

Der Verband kämpft für bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen.

Der Verband tritt für die Vierzig-Stunden-Woche ein.

Der Verband kämpfte bisher für angemessene Löhne, er wird es auch künftig tun.

Der Verband kämpft für Erhaltung Eurer sozialen Rechte.

Der Verband kämpft gegen die wirtschaftliche und politische Reaktion.

Der Verband braucht dazu aber auch Dich und Deine Mitarbeit.

Der Verband braucht dazu alle, auch die noch indifferenten Kollegen.

Darum: Werbt für Eure Berufsorganisation!

Kein Zweifel! Deutschland ist im weitesten Umfang Wohlfahrtsstaat geworden! Aber ein Wohlfahrtsstaat für die großkapitalistischen und großagrarischen Ausbeuter. Noch dazu ohne jede Gegenleistung!

In Form von Schutzgöllen, Subventionen, Krediten, Bürgschaften und sonstigen Zuwendungen werden den Großindustriellen und Großagrariern auf Kosten der Steuerzahler und Verbraucher Jahr für Jahr Hunderte von Millionen geschenkt, die von ihnen als selbstverständlicher Tribut entgegengenommen werden. Allein in den letzten Jahren sind ihnen auf diese Weise nicht weniger als 5,5 Milliarden zugeflossen, die Zölle nicht eingerechnet, und haben mit dazu beigetragen, jene kapitalistische und agrarische Miswirtschaft hervorzurufen, unter der die Wirtschaft und die arbeitenden Massen leiden. Die Regierung Brüning ist bei dem Versuch, wenigstens nach der agrarischen Seite hin eine Sanierung herbeizuführen, an dem Widerstand der ostelbischen Junker gescheitert. Sie wollten sich ihr Recht, als chronisch „Notleidende“ weitere Reichssubventionen einzuschleppen, nicht rauben lassen. Soll es zu einer Besserung der Wirtschaftslage kommen, so wäre hier einzugreifen und dieser Karikatur einer staatlichen Wohlfahrtspflege ein Ende zu machen! Wer mag es aber, unter den bestehenden politischen Verhältnissen, darauf zu hoffen?

Die deutsche wie auch die internationale Wirtschaft krankt im wesentlichen an drei Uebeln. Diese bestehen darin, daß die planlose kapitalistische Wirtschaftsführung eine Ueberentwicklung der Produktivkräfte und als deren Folge eine ungeheure Ueberschuldung der produktiven Anlagen veranlaßt. Ferner, daß eine Steigerung der Produktion hervorgerufen wurde, der infolge der Herabdrückung der Arbeitseinkommen und Schwächung der Kaufkraft keine entsprechende Nachfrage gegenübersteht. Und schließlich haben wir auf dem Gebiete der Produktion wie der Verteilung eine Ueberorganisation festzustellen, die den durch die Arbeitskraft der arbeitenden Massen geschaffenen Mehrwert in immer mehr Atome zerstückelt.

An diesen Ursachen geht der Kapitalismus achlos vorüber. Er sieht nur die Mängel, die sich aus seiner Unfruchtbarkeit bei den von ihm abhängigen und darum leidtragenden Teilen der Wirtschaft bemerkbar machen. Hier fordert er deren Beseitigung. Das ist aber nur in verhältnismäßig geringem Umfange möglich, im übrigen wirkungslos, so lange nicht in dem kapitalistischen Wirtschaftssystem selbst eine Aenderung eintritt. Diese bahnt sich zwar gegen den Willen des Kapitalismus an, doch geht sie außerordentlich langsam vor sich. Sie könnte beschleunigt werden, wenn die Arbeiterklasse geschlossen und einig wäre. Leider ist sie uneinig und zersplittert, weshalb ihr Einfluß zu einer entschiedeneren Umgestaltung der Wirtschaft nicht ausreicht. So sehen wir denn die kapitalistischen Parteien und Gruppen am Werke, als Kurpfuscher an dem kranken Wirtschaftskörper herumexperimentieren und ihn mit ihren wirtschaftspolitischen Quackalbereien weiter zugrunde richten. Die Millionen, die diesen Kurpfuschern und ihren blöden Versprechungen bei den politischen Wahlen folgten, werden um Enttäuschungen nicht herumkommen.

Dennoch brauchen wir nicht in Hoffnungslosigkeit zu verfallen. Ist auch die Automatik der Wirtschaftsentwicklung stark gehemmt, so doch nicht erloschen. Im Verlaufe der Wirtschaftskrise hat sich bereits manches geändert. Es sind Kräfte vorhanden, die diese Entwicklung weiter zu fördern, vor allem in der deutschen Gewerkschaftsbewegung. Trotz schlimmster Krisenwirkungen haben sich die Gewerkschaften behauptet, und sie werden es weiter tun. Damit bleibt die Grundlage bestehen, von der auch in Zukunft der Kampf gegen die kapitalistische Miswirtschaft geführt wird, um bessere, vernünftige Wirtschaftsverhältnisse anzubahnen, so ungünstig hierfür die Aussichten noch erscheinen. Mtt.

Der tragikomische Zirkel des selbständigen Handwerks

Die politisch-ökonomische Kurzsichtigkeit, der gänzliche Mangel an Verständnis des sozialen Zeitgeschehens und für soziale und wirtschaftspolitische Erfordernisse bei den Handwerksmeistern ist sprichwörtlich. Damit hängt auch zusammen ihre Hilflosigkeit gegenüber der eingetretenen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umstellung, die sie zu einem großen Teil zur Zeit zu willigen Objekten des politischen Wunderdoktors Hitler macht, so daß die klarer blickenden und verantwortlichen Führer der wirtschaftlichen Organisationen ihre liebe Not mit ihnen haben. Das hat seine sozialökonomischen Gründe, über die Karl Marx vornehmlich in seinen Frühchriften manches klare und ergötzliche Wort geschrieben hat, wie überhaupt über das Thema Kleinbürger. Darüber wollen wir uns aber hier nicht verbreiten.

Ein ausschlußreiches Kapitel ist in dieser Hinsicht die Berufsstandspolitik des selbständigen Handwerks. Und zwar da, wo sie wohl oder übel mit der Tatsache der Arbeitnehmerschaft im Handwerk rechnen muß. Hier gelingt es am allerwenigsten, über die traditionelle Kurzsichtigkeit hinwegzukommen. Menschen, die die Zeichen der Zeit nicht verstehen, nicht die Fähigkeit besitzen, sie zu deuten, die kein Zukunftsideal haben, müssen notwendigerweise, um einen Halt zu haben, in die Vergangenheit blicken. Und das tun denn unsere Handwerksmeister, soweit sie sozialpolitisch denken, auch. Und da zeigt sich, daß in gewisser, wenn auch kurzer Epoche der Geschichte Handwerksmeister, Geselle und Lehrling „verbunden“ waren — in einer Weise, die unsern Meistern von heute sehr gefällt; ein bißchen ideologische Verklärung hilft noch nach, um das Ideal vollkommen zu machen.

Der historische Zustand wird als Ideal in die Gegenwart projiziert. Da einige Fakta der Gegenwart nicht hinweg zu idealisieren sind, so haben Großindustrie und gewerkschaftlich organisierte Arbeiterschaft Erscheinungen der kapitalistischen Welt zu sein, neben denen „das Handwerk“ mit eigener sozialer Gesetzmäßigkeit steht. Schwierigkeiten macht nur die Einordnung der Arbeitnehmer, die nun einmal doch in handwerklichen Berufen beschäftigt werden. Zum größten Teil sind sie auch zudem noch gewerkschaftlich organisiert, gehören also eigentlich zur

„kapitalistischen“ Welt. Man hat unfreiwilligweise nichts dagegen, mit ihren Organisationen, den Gewerkschaften, die Lohn- und andern Fragen des Arbeitsverhältnisses zu regeln, aber — zum Handwerk im Sinne der neuen Theoretiker gehören sie nicht. Andererseits müssen die Handwerksmeister einsehen, daß qualifizierte Gewerbe, wie es die handwerklichen sind, nicht gedeihen können, wenn der Arbeitnehmer nur als mechanische Arbeitskraft gewertet wird. Tatsächlich ist der Handwerksmeister im Betrieb meistens auf die vertrauensvolle Zusammenarbeit mit qualifizierten und verantwortlichen Gehilfen angewiesen, sofern er kein sogenannter Bruch-Krauter ist, oder nur mit Lehrlingen arbeitet. Aber diese qualifizierten Arbeitskräfte haben einen großen „Fehler“: ein eigenes Klassenbewußtsein — ein klassenmäßig betontes Selbstbewußtsein. Sie halten sich und ihren Verband für einen genau so wichtigen und vor allem gleichberechtigten Faktor, wie die Arbeitgeber selbst; die Tatsache, Betriebsinhaber zu sein, ist für sie kein Grad der Wichtigkeit für das Gewerbe. Und dieses Gewerbe betrachten sie als ein hauptsächlich handarbeitendes Gewerbe mit vorwiegend mittleren, kleinen und kleinsten Betrieben — nicht unberührt von kapitalistischen Geschäftsmethoden.

Dieser Einstellung der Arbeitnehmer des Handwerks muß nach Auffassung der Arbeitgeber ein Ende bereitet werden. Hier mit der Zusammenarbeit von Meister und Gehilfen. Aber nicht als gleichberechtigte Partner. Denn wozu sträubt man sich sonst täglich in den Innungen, dem klaren Wortlaut des Gesetzes Folge zu leisten: zu Innungsversammlungen, in denen Lehrlingsfragen entschieden werden, die Gesellensauschüsse zu laden — wozu bemüht man sich krampfhaft, die berufsfördernden Arbeiten der Gewerkschaft für Lehrlinge und Gehilfen (Fachzeitschrift, Kurse usw.) nicht zu sehen, ihnen die Mitregelung der Berufsfragen zu bestreiten...

Der neueste Clou, der „das Handwerk“ erneuern soll, ist die sogenannte Junghandwerkerbewegung, in unserm Gewerbe Jungarbeiterbewegung geheißen. Hier sollen Jungmeister, „treibsame“ Gehilfen und Lehrlinge zusammen an dem großen Werke der Befundung und Erneuerung arbeiten. Es ist dies die letzte Enthüllung der großen Tragikomik der Handwerksmeister. Wäre diese „Bewegung“ als eine Erneuerung und Verbreiterung der Meisterjöhnevereinigungen gedacht, so wäre, insoweit wir nicht die Meisterjöhne schon durch unsern Verband erfassen, oder noch erfassen werden, falls sie die Selbständigkeit nicht erreichen, unter dem Aspekt unseres Gewerbes betrachtet, das nur zu begrüßen. Denn es ist nicht zu leugnen, daß hier manches — ja, vieles besserungsbedürftig ist. Es wäre nur zu wünschen, daß die zukünftigen Handwerksmeister geistig weiterbildender und aufgeschlossener wären als die meisten, und sachlich besser durchgebildet als viele der heutigen Generation. Wir sind als Arbeitnehmerorganisation dringend daran interessiert. Einer Wiederholung des Niederrucks des Gewerbes im Ausmaße des heutigen wäre, soweit es an den Menschen liegt, vorgebeugt. Aber mit den jetzigen Absichten, Gehilfen und Lehrlinge in nennenswerter Zahl für die Junghandwerkerbewegung zu gewinnen, etwa als Grundlage einer sozialen und beruflichen Neuordnung des Handwerks, wie es geplant ist, ist eine Utopie, wie sie so grotesk anderswo niemals ausgedacht wurde. Die solchen Ideen nachlaufenden selbständigen Handwerker müssen durch noch viel Schaben und Enttäuschungen klug werden, bis sie erkannt haben werden, daß der heutige und der künftige Arbeiter ein eigenes Klassenbewußtsein haben und man nur über ihre Organisationen, auf die sie stolz sind, zur notwendigen Mitarbeit im Interesse des Handwerks kommen wird.

Den Handwerksmeistern selbst muß man das nachsehen. Wir kennen die sozialökonomischen und sozialpsychologischen Wurzeln solchen Denkens. Schlimmer ist es, wenn Außenstehende die selbständigen Handwerker in ihrem grotesken Irrtum bestärken, indem sie ihnen das erzählen, was sie gern hören. Einem Rechtsanwalts, Oberregierungsrat z. B. und Doktor (von Köbke) beispielsweise sollte man einen weiteren Horizont zutrauen, als wenn er unter dem anpruchsvollen Titel: „Aufgaben berufständiger Organisationen in der Gegenwart“ unter anderem zu sagen weiß: „Aus den oben erwähnten Gesichtspunkten (Aufrechterhaltung des Handwerks, Aufwärtstreben im Handwerk) verdienen daher alle die Bewegungen in der handwerklichen Jugend, wie die der Meisterjöhne, der Bruderschaften usw., wie aber auch die — last not least — des Junghandwerks die lebhafteste Beachtung und Förderung seitens des selbständigen Handwerks, auch wenn von letzterem manche Opfer gebracht werden müssen. Wenn in einem Berufsstand Meister und Geselle eng miteinander verbunden sind, so ist es im deutschen Handwerk, dessen Zukunft auf der Eräftigung seiner Jugend beruht.“

Wir sehen, diese Ausführungen (wie auch die andern in dem Aufsatz) gehen keinen Schritt weiter über das hinaus, was die Intelligenz des selbständigen Handwerks seit langem selbst schreibt. Die in einem besonderen Sinne richtige Auffassung von der Verbundenheit von „Meister und Gesellen“ im Handwerk, die nur bedeuten kann, daß beide Seiten am wirtschaftlichen Gedeihen der handwerklichen Gewerbe und an deren Nagbehaftung im deutschen Wirtschaftsleben interessiert sind, daher auch beide verpflichtet sind, alles dazu Erforderliche zu tun — diese Auffassung ist bei ihm nur eine allgemeine Lebensart. Und da, wo es gilt, Konkretes darüber zu sagen, Art und Weg der Verwirklichung zu zeigen, da wiederholt der Verfasser gleichfalls nur das Wenige und Bestehte, was den Handwerksmeistern selbst schon eingefallen ist: Die Mitarbeit von der Junghandwerkerbewegung.

Bei dieser Gelegenheit noch ein anderes Beispiel, wie den selbständigen Handwerkern nach dem Munde geredet wird, weil sie's gern haben. In einem „Meisterlehre und Berufsschule, Stellung zum Lehrling und zu seiner Berufserziehung“ betitelten Aufsatz, der recht breit angelegt ist, ohne etwas Neues zu sagen, leistet sich Herr Gewerkschaftsleiter Friedrich Giese das billige Vergleichen, Sätze wie folgende im Speerdruck zu

Das Lied vom „Kleinen Funktionär“

Man sollt' das Lied von Mund zu Mund mit Stolz und Ehrfurcht tragen, das Lied vom „Kleinen Funktionär“ in schicksalsschweren Tagen!

Denn wie er kämpft, wie er sich schlägt, bedrängt von allen Seiten, das muß uns unvergesslich sein für alle, alle Zeiten!

Er steht im Werk, er steht im Tag, er steht im rauhen Leben, von Haß und Hohn und Hinterlist wie nie zuvor umgeben.

Er ist ein Mensch, ein Mensch wie wir, mit Wünschen und Beschwerden — und doch — wie kann er selbstlos sein, den Sieg nicht zu gefährden!

Wie oft, wie oft entsagt er still dem, das wir wichtig schätzen, um ungehemmt die ganze Kraft im Kampfe einzusetzen.

Der beste Dank ist: gleiches tun wie er, in gleicher Treue, ist: unermüdet sein wie er, zu jeder Stund' aufs neu!

Man sollt' das Lied von Mund zu Mund mit Stolz und Ehrfurcht tragen, das Lied vom „Kleinen Funktionär“ in schicksalsschweren Tagen!

Tutt, ein Winker.

schreiben: „Das Lehrverhältnis ist ein Erziehungsverhältnis und kein Arbeitsverhältnis“, und „Der Lehrvertrag ist kein Tarif- (1) und Arbeitsvertrag, sondern ein Vertrag des Lernens und Lehrens (1), der zugleich die Aufgabe der Erziehung in sich schließt“. Wenn der Verfasser mehr als die Absicht hätte, den Malermeistern das zu schreiben, was sie gern lesen, dann muß er wissen, daß das nicht die Wahrheit ist, daß es vielmehr eine Einseitigkeit ist, die genau soviel Wert hat, als wenn jemand behaupten wollte (was kein Mensch tut, der ernst genommen werden will), daß der Lehrvertrag nichts anderes wäre als ein reiner Arbeitsvertrag. Jeder Informierte ist sich über den wahren Charakter des Lehrverhältnisses längst klar.

Wir brauchen uns als Organisation der Gehilfen und Lehrlinge des Malergewerbes mit der Junghandwerkerbewegung nur flüchtig beschäftigen. In diese Lage versetzt uns der Besitz dessen, was vielen selbständigen Handwerkern ermangelt: unsere historischen und sozialpsychologischen Erkenntnisse, die unmittelbare und genaue Kenntnis der geistigen Haltung der Arbeitnehmererschaft. Dazu der kümmerliche Zustand des Gebildes, das sich Jungarbeiterbewegung nennt, und die Art seiner Zusammensetzung, die uns bekannt sind. Aber wir halten uns doch für verpflichtet, darauf hinzuweisen, daß die andere Seite Zeit und Kräfte nicht zu wirklicher berufsfördernder Aufbauarbeit, die so dringend notwendig ist, genügt, sondern mit utopischen Spielereien vergeudet hat, und wollen uns nicht dem Vorwurf aussetzen, daß wir als unmittelbare Berufsbeteiligte und interessierte uns nicht dagegen verwahrt haben, daß Unbeteiligte durch Ohrenbläser die Utopien des selbständigen Handwerks noch gefördert haben.

Zahlen die beweisen

Die gewerkschaftsfeindliche Presse stürzt sich über den jetzt erschienenen Vorbericht zum Jahrbuch des ADGB, her, um an Hand der von den Gewerkschaften in gewohnter Offenheit bis ins einzelne detaillierten Jahresabschlüsse zu behaupten, daß die Gewerkschaften ebenfalls am Ende ihres Lateins wären. Besonders haben es einigen bürgerlichen Zeitungen die „Verwaltungskosten“ der Gewerkschaften angetan, die im vorigen Jahre (trotz Rückganges in den letzten Jahren) immer noch rund 53 Millionen Mark betragen.

Wie nun jedes Gewerkschaftsmitglied weiß, der bürgerlichen Presse aber offenbar verschiedentlich noch unbekannt sein dürfte, verfügt die Gewerkschaftsbewegung zur Durchführung ihrer sozialen und kulturellen Aufgaben über einen in der Regel sogar tabellos funktionierenden Organisationsapparat.

Die Gewerkschaften — als Sachwalter nicht nur der organisierten mehr als 4 Millionen Arbeitnehmer, sondern als die auch verfassungsmäßig berufenen Vertreter der Arbeiterklasse überhaupt — bedürfen natürlich neben der Mitarbeit hunderttausender ehrenamtlicher Funktionäre auch der entgeltlichen Arbeit angestellter Funktionäre und eines Stabes leistungsfähiger Bürokräfte. Ihre Zahl ist, wie wiederholt mit Zahlen nachgewiesen wurde, sogar angesichts der Vielseitigkeit der gewerkschaftlichen Organe und ihrer Aufgaben auffallend niedrig. Einrichtung und Unterhalt von mehr als 12 000 örtlichen Verwaltungsstellen und einiger hundert Gau-, Bezirks- und Reichsleitungen, die Leitung der mannigfachen sozialen und kulturellen Einrichtungen der Gewerkschaften erzwingen natürlich einen beträchtlichen finanziellen Aufwand für die sogenannte „Verwaltung“.

Über 12 000 Tarifverträge haben die Gewerkschaften abgeschlossen. Ende vorigen Jahres unterstanden 8 1/2 Millionen Beschäftigte diesen tarifvertraglichen Vereinbarungen, die die Lohn- und Arbeitsbedingungen der Arbeiterschaft regelten und die Ansprüche und Arbeitsbedingungen mehrerer hunderttausend Lehrlinge festlegten.

In 600 Arbeiterssekretariaten und Rechtsauskunftsstellen erhielten um Rechtsauskunft nachsuchende Arbeitnehmer in 900 000 Fällen Auskünfte, wurden mehr als 300 000 Schriftsätze für sie angefertigt. Neben den 110 Millionen Mark Unterstützung aller Art, wie Arbeitslosen-, Kranken-, Sterbefall-, Invaliden-, Notfall-, Reise- und Umzugsunterstützung, fanden hunderttausende hilfs-

bedürftiger Gewerkschaftsmitglieder persönlichen Rat und Hilfe bei ihren Gewerkschaften. Daß diese umfassende Tätigkeit nur mit Hilfe einer sorgfamen Verwaltung der ein- und ausgehenden Mittel zu bewältigen ist, sollte einleuchten.

Man wird die Zahl der neben der verhältnismäßig kleinen Zahl hauptberuflicher Funktionäre ehrenamtlich für die Gewerkschaftsbewegung tätigen Kollegen mit einer halben Million nicht zu hoch beziffern. Bestenfalls erhalten diese ehrenamtlichen Funktionäre ihre Auslagen zurück. Trotzdem summieren sich auch diese bescheidenen Auslagen, die der Verwaltung der Gewerkschaften hinzuzurechnen werden, insgesamt zu beträchtlichen Aufwendungen. Es sind neben den gewerkschaftlichen Betriebsobleuten in der Zeit guter Beschäftigung etwa 300 000 freigewerkschaftliche Betriebsräte tätig gewesen, in den Gesellensauschüssen der Handelskammern sitzen rund 10 000, in den Ausschüssen der Berufsschulen rund 5000 Gewerkschafter. In den Arbeitsgerichten sind mehr als 10 000, in den Arbeitsämtern mehr als 2000 Gewerkschafter ehrenamtliche Beisitzer. In den Sozialversicherungskörperschaften vertreten, durch Wahlen delegiert, mehr als 50 000 freigewerkschaftliche Beisitzer die Interessen der Arbeiterschaft. Und unter diesen Beauftragten der Gewerkschaften befinden sich zur Zeit zahlreiche Arbeitslose, die nicht mehr in der Lage sind, die Kosten aus ihrer Tätigkeit aus eigener Tasche zu bestreiten. Sie bedürfen heute mehr denn je einer Entschädigung aus den Mitteln der Organisationsklassen, so daß es zu bewundern ist, daß die Kosten der Verwaltung in den Gewerkschaften in den letzten Jahren gesunken sind.

Die Geschichtsbelesenen behaupten, daß ohne die Zünfte das soziale, ja das staatliche Leben des Mittelalters undenkbar wäre. Das mag stimmen. Der soziale Staat der Zukunft wird aber ohne Gewerkschaften und die durch sie ausgelösten großen gesellschafts-gestaltenden Kräfte ebensowenig auskommen. Man hält es heute beinahe in Deutschland für selbstverständlich, alles, was nicht Unternehmercharakter trägt, mit dem Hinweis auf den sich als notwendig erweisenden Verwaltungsaufwand als unnötige „gesellschaftliche Belastung“ abzutun. Wir kennen das Lied aus dem Kampfe der sozialen Reaktion gegen die Sozialversicherung, wir hörten es lange genug aus dem Munde der politischen Reaktion gegen die preußische Polizei, als sie noch nicht in ihren Händen war. Trotz wirtschaftlicher Not, die gewiß auch die Gewerkschaften veranlaßt, mit den spärlichsten Mitteln ihren Aufgaben gerecht zu werden, gilt es den gewerkschaftlichen Organisationsapparat, gilt es alle Einrichtungen der Gewerkschaften, ihre Büros und Wohnhäuser, ihre Jugendheime und Bibliotheken zu fördern und nach bestem Können auch fernerhin auszubauen.

Aktivierung der Jugend

Als die Dapen-Regierung durch Aufhebung des Demonstrations- und Uniformverbots sich als das nationale Kabinett von Adolfs Gnaden gebührend einführte, war ich gerade in Ostfriesland und sah in Aurich einer Propagandamassung der Nationalsozialisten. Und wer marschierte? Ein halbes Duzend Männer, den Rest stellte die Jugend von 16 bis 28 Jahren.

Dieselbe Beobachtung, die ich in Aurich machte, kann man in jeder andern Stadt auch machen: Hinter den Sakentanzfahnen einige wenige Männer und der überwiegende Teil Jugend.

Wer die Jugend hat, hat die Zukunft! so argumentiert Herr Hitler und ist stolz auf seine Jugend, weil sie angeblich die Zukunft des Nationalsozialismus repräsentiert.

Diese Schlussfolgerung ist falsch!

Jugend treibt aus Prinzip Opposition, Opposition gegen alles Alte. Der Kampf Sohn kontra Vater ist so alt wie die Menschheit. Was war der Geist des Hohen Meißner anderes als Opposition der bürgerlichen Jugend gegen das bürgerliche Spießertum, was der Weimarergeist der proletarischen Jugendbewegung anderes als Opposition gegen die geistige Verflachung der Jugend?

Diese Opposition hat ihre innere Ursache in einem Geltungsbestreben der Jugend, das einem stark ausgeprägten Minderwertigkeitsgefühl entspringt. Die Jugend fühlt sich nicht gleichwertig den Erwachsenen gegenüber, gesteht sich das aber selber nicht ein und wird extrem, geht in Opposition zu allem Bestehenden, um, wenn auch nicht sachlich, zu beweisen, daß sie genau so viel wert ist wie die Erwachsenen.

Und die extremen Parteien rechnen auf dieses Minderwertigkeitsgefühl und machen der Jugend Konzeptionen, der Jugend, die keinen einzigen Gedanken selbst durchdenken kann und will, die überhaupt nicht denkt, sondern nur ein dickes Schlagwörterbuch hat und nichts weiter will als Eindruck schinden.

In meiner langjährigen Tätigkeit in der Jugendbewegung ist es mir oft vorgekommen, daß ein Junge, kaum einige Monate bei der Hitler-Jugend, irgendeine Funktion hatte, die er aber gar nicht ausfüllen konnte, weil ihm einerseits jedes praktische Wissen fehlte, er auf der andern Seite aber schon wieder eine Stufe höher hinauf wollte. Er sah, er galt etwas, redete sich selber ein, er könne etwas und wollte jetzt beileibe nicht seine „Fähigkeiten“ auf einem untergeordneten Posten verstreifen.

Das ist es eben: Man macht der Jugend Konzeptionen über Konzeptionen, räumt einem Jugendlichen wohl eine örtlich vielleicht nicht ganz unbedeutende Funktion ein und stañelt das Selbstbewußtsein der Jugend an, die noch nie selbständig gedacht hat.

Die naturnotwendige Folge davon wird sein, daß diese Jugend eines Tages den radikalen Parteien den Rücken kehren wird, weil sie sich enttäuscht sieht; denn unlogisch wie sie ist, wird sie ihre Ansprüche immer höher schrauben, so daß ihnen nicht mehr Rechnung getragen werden kann; denn auch bei den Nazis wirft man mit Landtags- und Reichstagsmandaten nicht um sich, als handle es sich um Theaterbillets.

In absehbarer Zeit werden wir vor der Tatsache stehen, daß wir ein riesiges Heer Indifferenten gewinnen

Der Verfasser ist: MS Seher, nicht als Geringer.

müssen für unsere Idee, da ja auch die Jugend, die anfängt, selbständig zu denken, das extreme Lager verläßt, weil der denkende Mensch keine Minderwertigkeitsgefühle kennt, und alle Voraussetzungen fallen, unter denen er ins radikale Lager gestossen ist.

Diese indifferenten Massen zu gewinnen, wird die Aufgabe der proletarischen Jugendorganisationen sein und vornehmlich Aufgabe der freigewerkschaftlichen Jugend. Sie wird diese Massen am leichtesten halten können, weil sie ihnen Materielles bieten kann. Es ist dann ihre Aufgabe, die Jugend auch ideell an sich zu binden.

Auch unsere Organisationen können dem Geltungsbestreben, das unserer Jugend genau so eigen ist, mehr Rechnung tragen, ohne sich etwas zu vergeben.

Schmeichelt es zum Beispiel einem Jungen nicht ungeheuer, in der Zeitung als Referent an einem Abend für 10-Minuten-Referate genannt zu werden? Hebt es nicht sein Selbstbewußtsein und spornet es ihn nicht an, seine ganze Kraft darin zu setzen, um als Sieger aus dem Wettstreit hervorzugehen? Spornet es aber zuletzt nicht auch die an zur Mitarbeit, die nur zu sehen sind, wenn Fahrten oder Spiel- und Lieberabende auf dem Programm stehen? Werden sie nicht gezwungen mitzuarbeiten, zu denken, an sich selbst zu arbeiten, um nicht zurückzufallen hinter den andern, um nicht ins Hintertreffen zu geraten und als „dumm“ zu gelten? Das leidet ihr Stolz nicht. Also gehen sie, zuerst mit einigem Unbehagen, an die schwierige Materie, lernen sie aber immer besser kennen und sich darin heimisch fühlen und haben später ein fest fundiertes Wissen, dem keine leeren Phrasen standhalten.

In Form von Arbeitsgemeinschaften, Wochenendkursen und vor allem den 10-Minuten-Referaten usw. hat man das beste Mittel, die Jugend zum selbständigen Denken zu erziehen und gefestigt zu machen gegen die Propaganda der extremen Parteien, und diese Jugend, erzogen zu tiefdenkenden, nicht an der Oberfläche haften- den Menschen, wird die indifferente Masse dank ihres von Grund auf aufgebauten Wissens und ihrer geistigen Ueberlegenheit, für die proletarische Idee gewinnen!

Carl Beschnitt.

Sozialdemokratische Gesetzentwürfe

In Nummer 33 des „Maler“ wurde auf die Forderungen der Gewerkschaften zum Umbau der Wirtschaft hingewiesen. In dem Artikel wurde unter anderem zum Ausdruck gebracht, daß die Verwirklichung des Programms im wesentlichen eine politische Angelegenheit sei. Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion hat nun dem neuen Reichstag verschiedene Gesetzentwürfe vorgelegt, deren Inhalt sich mit den Forderungen der Gewerkschaften deckt. Ihre Annahme würde von großer Bedeutung für die weitere Entwicklung der Wirtschaftslage sein. In den Gesetzentwürfen werden folgende aktuelle Forderungen erhoben:

1. Aufhebung der Mehrwertsteuern, um den rückstufenlosen Sozialabbau und die einseitigen Massensteuerverhöhungen wieder rückgängig zu machen. Damit sollen die Unterzählungen der Arbeitslosen, die Sozialrenten und die Versorgung der Kriegssopfer wieder auf den früheren Stand gebracht werden. Verlangt wird weiter die Aufhebung der Arbeitslosenabgabe, die Salzsteuer und die Wiedereinführung der Freigrenze bei der Umsatzsteuer für die kleinen Gewerbetreibenden.

2. Ein vollständiger Umbau der Wirtschaft hat sich als notwendig erwiesen. Hierzu fordert die Sozialdemokratie Sozialisierung der Schlüsselindustrien, wie des Bergbaues, der Eisenindustrie, der Großchemie usw., sowie die Verstaatlichung der Großbanken. Ein besonderer Gesetzentwurf verlangt die Enteignung des Großgrundbesitzes, um den nutzlosen Subventionen an verschuldete Großgutsbesitzer ein Ende zu bereiten, die Gesundung der Landwirtschaft anzubahnen, und das freiwerdende Land für Siedlungszwecke an Landarbeiter und Kleinbauern zu verteilen.

3. Für die Zeit des Uebergangs soll die Ueberwindung der Wirtschaftskrise und die Verminderung der Arbeitslosigkeit durch planmäßige Arbeitsbeschaffung und gezielte Verkürzung der Arbeitszeit erleichtert werden. Die Arbeitsbeschaffung soll umfangreiche öffentliche Arbeiten, die Förderung der Hausreparaturen und die Beschäftigung von Arbeitslosen in stillliegenden Fabriken und Werkstätten erfassen.

4. Die Finanzierung dieser dringend notwendigen Pläne soll folgendermaßen durchgeführt werden: Erhebung von Notsteuern von den hohen Einkommen und Vermögen, Besteuerung des Luxusverbrauchs, Schaffung eines Staatsmonopols für die Zigaretten- und Rauchtobakindustrie, eines staatlichen Erdölmonopols, Offenlegung der Steuerlisten, Kürzung der hohen Gehälter und Pensionen und Streichung der Fürstenabfindungen.

Die Gesetzesvorschläge der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion werden von der arbeitenden Bevölkerung in Stadt und Land als ein Weg aus dem Dunkel begrüßt. Alle die Parteien, die sich im Wahlkampf als äußerst radikal gebärdet haben, werden zeigen müssen, ob sie bereit sind, diesen Vorschlägen zuzustimmen. Die Nationalsozialisten werden sich in einer Schwämmühle befinden. Hier ist ihnen Gelegenheit gegeben, ihrer immer betonten „antikapitalistischen Einstellung“ sichtbaren Ausdruck zu geben. Hoffentlich bleibt der Reichstag lange genug zusammen, um die Stellung der Parteien zu den sozialdemokratischen Anträgen kennenzulernen.

Ist der Marxismus an der Wirtschaftskrise schuld?

Aus dem Anlaß der Besprechung eines jüngst erschienenen Amerikabuches in der „Fraufurter Zeitung“ begegnet der bekannte Volkswirtschaftler Arthur Feiler jenen leichtsinnigen Behauptungen, die Lohn- und Sozialpolitik der marxistischen Gewerkschaften seien an der Herabbeschwörung der Wirtschaftskrise schuld, mit dem Hinweis auf die Vereinigten Staaten, die von der größten Krise erschüttert sind, ohne daß dort irgendwelche marxi-

An die Gewerkschaftsmitglieder!

Die gewaltige Wirtschaftskrise wird zu einem Generalsturm gegen die Arbeiterbewegung ausgenutzt. Mit in erster Linie richtet sich dieser Kampf gegen die Konsumgenossenschaften.

Die Konsumgenossenschaften haben ein Recht auf den Schutz durch die Arbeiterschaft.

Sie stellen ein Stück sozialer Gemeinschaft dar. Der Schutz der Konsumgenossenschaften ist um so notwendiger, als die Konsumgenossenschaften ihren Mitgliedern nicht nur gute, vollgewichtige Waren zu gerechten Preisen liefern, sondern ihren Arbeitnehmern und Mitgliedern auch vorbildliche und bahnbrechende soziale Einrichtungen zur Verfügung stellen.

Selbstverständlich hat die furchterliche Arbeitslosigkeit auf die Umsätze der Konsumgenossenschaften ähnliche nachteilige Wirkungen ausgeübt wie auf die Umsätze des privaten Einzelhandels und der Warenhäuser. So wie unter diesen Umständen die privatwirtschaftlichen Unternehmungen ihre Umsatzschmälerung durch eine erhöhte Propaganda auszugleichen versuchen, muß auch die Werbetätigkeit für die Konsumgenossenschaften stark gesteigert werden.

Die unterzeichneten gewerkschaftlichen Spitzenverbände, die mit den Konsumgenossenschaften freundschaftlich verbunden sind, fordern alle Gewerkschaftsmitglieder auf, ihre Hauswirtschaften der organisierten Bedarfsdeckungswirtschaft einzugliedern und ihren Bedarf an Lebensmitteln, Haushaltsgegenständen und Bekleidung in den Verteilungsstellen und Warenhäusern der Konsumgenossenschaft des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine zu decken.

Jeder Gewerkschafter sollte Mitglied einer Konsumgenossenschaft sein.

Der Eintritt in die Konsumgenossenschaften ist mit Kosten nicht verbunden. Die Aufnahme neuer Mitglieder erfolgt in allen Verteilungsstellen der Konsumgenossenschaften.

Berlin, den 16. August 1932.

- Allgemeiner Deutscher Gewerkschaftsbund
- Allgemeiner freier Angestelltenbund
- Allgemeiner Deutscher Beamtenbund

stische Einflüsse vorhanden gewesen wären. Nach jener Darstellung ist in Amerika der Hunger nach Waren und Gütern riesengroß, und das Angebot von Waren und Gütern ist ebenfalls riesengroß, aber beide finden nicht mehr zueinander. Neben den unverkäuflichen riesenhaften Warenlagern des fruchtbarsten Landes der Welt, Kanada, können die Arbeitslosen zu Hunderttausenden nicht einmal von den eigenen Beuten, Hunger stillen. Viele Farmer in Kanada und in den Vereinigten Staaten haben ihren Weizen nicht abgemäht, weil es sich nicht lohnte, während Tausende von Arbeitslosen in den nahebei gelegenen Städtchen zweimal am Tage stundenlang um eine dürftige Mahlzeit aus der Suppenküche anstehen mußten.

Feiler fügt zu diesen bitteren Feststellungen hinzu: „Man vergesse bitte nicht: von Amerika ist hier die Rede, nicht etwa von Deutschland — von Amerika, wo natürlich nicht die Republik die ganze Krise und alle Not der Bauern, der Arbeitslosen und der Unternehmer auf dem Gewissen hat, von Amerika, wo es kein „System“ und keinen „Marxismus“ und keine „Sozialisierung“ und keinen politischen Lohn, wo es keine Gewerkschaftsmacht und nicht einmal eine Arbeitslosenversicherung gibt, und wo doch die Krise genau so furchtbar ihr Zerstörungswerk an Menschen und Betrieben tut wie bei uns — von Amerika, wo, genau wie bei uns, die Unternehmer-Syndikate und Politiker sich ihrer Liebe zur „freien Wirtschaft“ immer nur erinnern, wenn es gegen Arbeiterwünsche Front zu machen gilt, aber diese freie Wirtschaft ganz vergessen, wenn es statt dessen um Zölle, um Steuern und um Subventionen geht, und wo man infolgedessen jetzt in der Krise große öffentliche Gelder ebenfalls für mannigfaltige Stützungsversuche eingesetzt hat, ebenfalls ohne Erfolg und ebenfalls mit schweren finanziellen Einbußen für den Staat.“

Dokumente aus Hitlers Glanztagen

Es ist absolut nichts Neues, daß auch ein Teil, sogar ein recht erheblicher der Arbeitgeber im Malergewerbe ins Nazilager eingeschwenkt ist. So bekamen wir in diesen Tagen ein Rundschreiben der Leitung der Fachgruppe der Malermeister im Gau München-Oberbayern der NSDAP. zu Gesicht, in dem es unter anderem heißt:

Die bestehenden Berufsorganisationen sind unter den heutigen Verhältnissen zur Machtlosigkeit verurteilt. Durch gesetzliche Bestimmungen ist in denselben jede politische Betätigung unterbunden, was aber nicht verhindert, daß mit denselben solche getrieben wird. Welcher Art aber dieselbe ist, beweist klar und eindeutig der Ruin des gesamten Gewerbes. Es ist daher unabwendbare Pflicht, solange das demokratische parlamentarische System noch besteht, die Wahrung unserer Interessen jenen Männern anzuvertrauen, die unbelastet mit der Vergangenheit, in den Parlamenten wie überall sonst, für die Rechte jedes ehrlich Schaffenden kämpfen.

Die Ueberweisung Mittelstand des Gau München-Oberbayern der NSDAP. hat als Grundlage für den kommenden Ständestaat die einzelnen Berufsgruppen gebildet, die in der Jetztzeit die Aufgabe haben, die Existenznotwendigkeiten den zuständigen Vertretungen in Reich, Land und Gemeinde zuzuleiten. Dort besteht die Gewißheit, daß sie mit allem Nachdruck Förderung finden.

Lassen Sie sich, Herr Kollege, von Ewiggestrigen oder von Nutznießern des heutigen Systems nicht davon abhalten, unserer Fachgruppe beizutreten, sondern helfen Sie mit, unserer planmäßig in zahllosen Klassen und Interessengruppen zerrissenes Volk wieder der Gesundung entgegenzuführen. Arbeiten Sie mit uns daran, jedem deutschen Arbeiter, gleich, welchen Standes er ist, wieder Achtung und Recht zu verschaffen.

Damit verhelfen Sie auch unserem Gewerbe und somit sich selbst wieder zu einer besseren Zukunft. Selbstverständlich ist mit „Heil Hitler“ unterzeichnet.

Es ist dann noch eine Einladung zur Fachgruppenversammlung der Malermeister und eine Voranzeige zu einer Mittelstandsversammlung am 19. Juli, in der drei Pp's. sprechen sollen, angehängt.

Da der Inhalt des Schreibens, für sich spricht, ist es nicht notwendig, auch nur ein Wort hinzuzufügen.

Unter diesen Umständen ist es aber schon verständlich, wenn sich geschäftstüchtige, arbeitslose Malergehilfen diese Einstellung der Arbeitgeber zunutze zu machen suchen. Und so lesen wir denn in Nummer 45 der Allgemeinen Maler-Zeitung, vom 12. August, folgendes bezeichnende Inserat:

Junger Maler,

flott, sauber, selbst, arbeitend, SA-Mann, sucht Arbeit, auch Aushilfe. Off. unter SA. 77 an die Geschäftsstelle dieses Blattes, Berlin SN 61, Yorckstraße Nr. 3.

Der Junge hat's erfaßt. Er wird sich wohl nicht mit Unrecht sagen, daß es vielen Malermeistern heute vor allem auf die Befinnung ankommt, und darum SA-Mann im Fettdruck. Da er doch sicher für die Arbeitsdienstpfligt schwärmt, empfehlen wir dem jungen Maler noch, zu erklären, daß er alle Arbeiten ohne jede Bezahlung ausführen und den Meister stets durch Strammstehen und „Heil Hitler“-Rufen grüßen wird.

Der Verband und der Sinn der Geschichte

Es gibt bekanntlich viele Persönlichkeiten in der Geschichte, die von bestimmender Bedeutung für die Kultur gewesen sind. Sie beeinflussten ihre Zeit kulturell entscheidend.

Wie wäre es nun mit diesen Köpfen geworden, wenn sie in einer andern Zeit gelebt hätten? Wenn zwei führende Geister, von denen der eine den andern beeinflusst hat, in umgekehrter Folge gelebt hätten, also etwa Fichte vor Kant, Marx vor Hegel?

Es ist gewiß, daß in der Denkweise, der Art der Begründung neuer Ideen dann manches anders gewesen wäre. Aber im großen wäre die Persönlichkeit die gleiche gewesen, wenn der Unterschied in der Zeit nicht zu stark war.

Das Wesentliche, das Bestimmende für einen geistigen Kopf ist die Zeit, in der er geworden. Es ist nicht, so, wie man im 18. Jahrhundert geglaubt hat, daß eine schöpferische Persönlichkeit durch ihre angeborene Naturanlage ein für allemal festgelegt sei. Das wird heute allgemein anerkannt, daß die Zeit, die Umwelt, die Gesellschaft einen geistigen Kopf gebiert und trägt.

Marx wäre damit auch ohne Hegel geworden, so wie er geworden ist. Aber niemals konnte Marx etwa im 17. Jahrhundert sein. So wie Goethe im 15. Jahrhundert gar nicht sein konnte und Luther nicht um das Jahr 1000. Jede Persönlichkeit wird aus der jeweiligen Zeit, ihrem Suchen, ihrem Bedürfnis heraus geboren.

Das ist ein Grundgedanke von wesentlicher Eigenart, der heute allgemeine Anerkennung gefunden hat. Nur was sich daraus praktisch, sozial ergibt, das ist noch nicht allgemeines Erkenntnisgut.

Das eine hatte auch Goethe erkannt: er wußte, daß jeder Geist um so größer ist, je mehr er im Volke die Vorbedingung findet. Und so sagte er, daß das Genie um so mehr gefördert wird, je mehr eine Zeit selber Genie hat.

Wenn eine „Zeit“ aber einen Mann hervorbringt, der dieser Zeit in hervorragender Weise zu dienen berufen ist, dann muß diese „Zeit“ auch frei sein. Dann muß die Umwelt demokratisch gestaltet sein. Dann müssen die Massen die Möglichkeit und die Fähigkeit haben, die Idee aufzunehmen und zu erzwingen.

Aber wie war es bisher? Die Ideenträger wurden geknebelt. Zensur sorgte für gewaltsame Niederhaltung der Idee. Selbst ein so wunderbares klassisches Buch wie Hölderlins „Hyperion“, das man heute allgemein feiert, stand in Wien vor 100 Jahren auf der Liste der polizeilich verbotenen Bücher; Goethe schien zuerst staatsgefährlich zu sein. Fröbel floh in die Schweiz, Marx nach England. Die Zeit hatte Köpfe geboren, aber die gleiche Zeit suchte die Schöpferkraft dieser Köpfe lahmzulegen. So war es bis in die neueste Zeit.

Die Zeiten haben aber ein Unrecht auf die führenden Geister. Die Freiheit ist die Voraussetzung für die volle Erfüllung der Zeit. Die Demokratie ist die Vorbedingung dafür, daß eine Zeit sich ganz in ihrer Eigenart entfalten kann.

Die Idee unserer Zeit ist die Idee sozialer Freiheit und sozialen Glücks, die Idee der Gemeinschaft. Und die Zeit hat uns auch die nötigen Köpfe geschenkt, diese Idee zu begründen und auszubauen. Da gilt es, dieser Idee auch den Boden zu erhalten, auf dem sie in Freiheit und zu Größe gedeihen kann. Dann nur erfüllt die Zeit ihren Sinn.

Die Freiheit ist die erste Vorbedingung für die Kultur. Und in dieser demokratischen Freiheit der freien Zusammenschluß aller überzeugten Menschen! Wir leisten den größten Dienst an Volk und Zukunft, wenn wir im Sinne des geistigen Sinns der Geschichte die demokratische Freiheit erhalten und in ihr die Freiheit einer starken, großen Bewegung, die die Idee der Zeit zum Siege führt.

Dr. G. S.

Unterhaltungswissen

Der grausame Feind

Ein Urwalderlebnis

„Schnell, Amigo, in zwei Stunden ist es Nacht. Du mußt wachen. Denn mir, mir kriecht wieder die verdammte Hitze die Knochen hinauf.“

Es ist eine Lichtung, zauberhaft schön und jetzt noch wie überstrahlt von hundert Sonnen. Aber die Nacht in den Tropen kommt blitzschnell, und es ist schlimm, wenn man von ihr gleichzeitig mit dem Fieber überrascht wird. Ich schlucke Chinin. Unsere Peone brennen mit glühenden Holzschichten den Boden der Lichtung aus, die wir uns erwählten; mit großer Geschicklichkeit und sehr schnell werden die Hängematten befestigt und die Tapirleude — das Beste, was hier zu haben ist — schmort auf dem Epieß. Drüben irgendwo leuchtet der giftgrüne Fluß, den wir in kleinen Booten heraufgekommen sind mit hellen Augen und eingefallenen Gesichtern. Und links schaukelt eine riesige Wand aus Lianen, die wie ein Teppich gemustert ist, von wunderbaren Orchideen und Vogelschwüngen. Es stinkt aus den Sümpfen und Gefahr ist überall. Schlangen kommen durchs hohe Gras, der Jaguar lauert drüben im Schatten, Moskitos, Zecken und Hautwürmer haben unsere Leiber zerfressen und gemartert. Drüben im Fluß lauert der Tod im Rachen der Krokodile und der silbrig glänzenden Zangenfische — aber es ist schön hier. Ganz fern irgendwo rollen dumpf die kleinen Trommeln der Buschleute. Seit dem frühen Morgen sind sie uns auf den Ferse. Und sie werden uns angreifen, vielleicht heute nacht, vielleicht morgen oder übermorgen, wenn es uns nicht gelingt, die Prärie zu gewinnen, auf der wir durch unsere weittragenden Wägen vor ihnen geschützt sind. Und sie schicken kleine, bunte Pfeile aus ihren Blastrohren durch die Luft, die ganz matt auf Mensch oder Tier niedertaumeln, aber von denen gerüst zu werden den Tod bedeutet. Der ferne, dumpfe Gesang dieser Trommeln ist die Melodie des brasilianischen Urwaldes.

Ich liege in der Hängematte. Pedro, außer mir der einzige Weiße unserer sechsköpfigen Gesellschaft, kocht Kaffee. Seine langen, dünnen Arme streckt er in die Luft, die Haut umspannt wie braunes Leder sein mageres Gesicht, und darin flattern unruhig und böse die gelben Augen. Man wird böse in diesem furchtbaren Land.

Jetzt ist es mit einem Schlag Nacht. Das Feuer lodert in der Lichtung und die vier Peone umhocken es wie vier felsame, bager Vögel. Sie rauchen Pfeife; ihre Augen starrten ausdruckslos in die Glut. Sind sie froh? Trauern sie? Niemand kann es ergründen.

„Gib mir zu trinken, Amigo.“
„Ich spüre es schon, wie das Feuer von der Lichtung hinüberfließt in meinen fliegenden Körper.“

„Decken her, ich friere!“
Nur, blaue und grüne Linsen tanzen vor meinen Augen, und in ihrem Licht verschwimmt Pedros zerrittertes Gesicht über mir. Ich häume mich auf, schlage mit den Armen um mich, der Becher mit kühlem Lianensaft springt weit fort.

Ich bin furchtbar matt. Droben leuchten kühl die zahllosen Sterne. Aber es ist, als wären die Sinne geschwächt und die Seele heillos nach diesem Großkampf des Körpers. Gestalten huschen durch die Dämmerung, fliegende Hunde; dünn knickt ein Ast und noch einer. Was ist geschehen? Und dann steht es mit einem Male, als die Sterne von einem Schwarm in rasender Bege fliehender Affen verbunkelt werden, klar vor meinem Geiste: Die Wildnis ist auf der Flucht. Ein Feind kommt aus dem Dunkel auf uns zu.

„Pedro, schlafst du? Pedro, wache auf!“

Er rührt sich nicht; die Peone schnarchen in ihren Hängematten. Da fahre ich hoch und taumle zu ihm hin, schüttle ihn. Mit einem Fluß ist er auf den Beinen. Und gleich wie sieht er die gespenstliche Flucht der Wildnis. Wir wecken unsere Indianer. Das Feuer wird höher geschürt. Antilopen springen in rasender Flucht durch die Glut, Schlangen springen vorbei, ohne sich um unsere Nähe zu kümmern oder an andere zu denken. Ein Jaguar fliebt drüben auf leisen Pfoten über die Lichtung. Und da — stürzt von einem krachenden Ast ein schwarzer Körper in die Lichtung knapp neben das Feuer hin, schreit wie ein Säugling, fuchelt mit den Gliedern, peitscht mit dem Schwanz. Ein Affe — und übersät von Millionen kleiner, schwarzer, geflügelter Tiere. Ameisen. Legionen sind im Anmarsch. Der grausame Feind kennt kein Hindernis. Er frist alles auf, was ihm in den Weg kommt. Wo Leben atmet, bleiben Skelette hinter ihm zurück. Seine, jäuberlich abgenagte, blendend weiße Knochen. Hier gibt es nur eine Rettung: das Wasser. Wir laden unser Gepäck auf und rasen, taumeln dem Fluß zu. Aber schon bricht es aus dem Gestrüpp hervor wie eine schwarze, zähe, flüssige Masse quillt es unter den Farnen der Lianen hervor und durch das dicke Gras. In wenigen Sekunden sind wir übersät von ihnen. Sie treten sich in unsere Haut ein und unter ihren grausamen Nissen beginnen wir zu schreien. Wir springen ins Wasser, stoßen unsere Köpfe weit ab vom Land, nicht achtend der Krokodile. Als wir endlich flott sind, fehlt einer der Peone. Wir hören keinen Schrei ganz nah, aber zu retten ist er nicht mehr.

Ich und ohne Uebergang kommt der Tag, eine Orgie der Farben und des Lebens erschließend. Wir sitzen nun in unserm Kanus; drüben prangt und leuchtet der Wald. Und wir sehen die Lichtung, in der wir geschlafen hatten. Von den Hängematten ist keine Spur mehr da. Sie wurden angetrieben. Und am Ufer liegt, weiß glänzend, wie beim anatomischen Institut eigens präpariert, das Skelett eines Krokodils. Und daneben das

Skelett eines Krokodils. Beide haben noch gestern gelebt. Der Wald ist wie ausgestorben. Die Sonne brodelte orangegelb im brackigen Wasser. Fieberdünste wehen aus dem Schilf; unsere Körper sind dürr und hart, denn wir wandern durch die Hölle.

„Amigo“, sagt Pedro, „wir leben.“
Ich schlucke Chinin. Peter u. h.

Es muß reichen

Wie Frau Marianne mit wenig Geld glänzend auskommt.

Die Not der arbeitenden Bevölkerung ist groß. Sechs Millionen Arbeitslose vegetieren dahin mit Unterstützung, deren „Höhe“ grauenhaft ist. Die Hausfrauen werden zu Rechenkünstlern; jeder Pfennig wird zehnmal herumgedreht, ehe er ausgegeben wird. Und doch muß es reichen! Aber wie? Danach fragt die Frauen und Mütter der Erwerbslosen, ja selbst die Glücklichen, die noch bei kargem Lohn in Arbeit stehen. Nur sie allein sind fähig, über ihre Wirtschaftsführung etwas zu erzählen; sie haben es am eigenen Leibe erprobt. Und nun kommt jemand daher, der keine Ahnung vom „Wirtschaften mit wenig Geld“ hat und schreibt:

„Werte über alle schönen Dinge des Lebens gibt es in Menge. Und Filme, die uns Luxus und Hebel-eleganz zeigen. Und Kochbücher mit den besten und teuersten Rezepten. Aber wie wir auch mit wenigem glücklich sein können, möchte ich hier sehr real und praktisch zeigen.“

So geschrieben in einem im Beyer-Verlag, Leipzig-Berlin, erschienenen Beyer-Sonderheft mit dem Titel: „Es muß reichen!“ Dort heißt es auch weiter, daß „wohl unsere Ansprüche nach dem Kriege so hoch geworden, daß die wenigsten wissen, wie viel man sparen könnte, wenn man etwas bescheidener wäre.“

Seht ihr, das ist des Pudels Kern. Viel zu anspruchsvoll ist das Gros des deutschen Volkes. Bescheidener, meine Herrschaften, bescheidener! Wie das „bescheidener“ aussieht? Nun, da muß zunächst „in irgendeiner heimlichen Schublade als Notpfennig ein Lehnmarktschein liegen. Am schönsten ist es freilich, wir haben außerdem auf der Sparkasse noch 100 M.“

Denkt mal an, so „bescheiden“ sollt ihr sein! Und dann geht es weiter:

„Glaubt du wohl, daß man mit 40 M Wirtschaftsgeld im jungen Haushalt (zwei Personen) einen ganzen Monat auskommt? Ich sage dir, es geht, und nicht einmal schlecht!“

Frägt aber bloß nicht wie! Frau Marianne schreibt darüber so:

„Daß Fleisch nicht zuviel gegessen werden soll, haben wir oft genug von Ärzten und Nahrungsmittelfachleuten gehört. Sonntags gibt es einen leckeren kleinen Braten, das lassen wir uns nicht nehmen. Aber wir kaufen je Person nur ein Viertelpfund Fleisch mit Beilage. Die davon abfallenden Häute usw. verwenden wir mit den Knochen entweder zu einer Suppe, oder kochen sie am nächsten Tag im Gemüse aus. Fleisch ohne Knochen kaufen wir nicht. Es ist unverhältnismäßig teuer.“

Sagt, verehrte Verfasserin! Hier stimmt etwas nicht! Im achten Sonderheft des gleichen Verlages schreibt eine Ihrer Kolleginnen gerade das Gegenteil, nämlich so:

„Wenn Sie Fleisch essen wollen, ist ein gutes Stück mit weniger Knochen vorteilhafter, denn es bleibt dann kein Abfall auf dem Teller. Bei knochenreichem, billigem Fleisch bezahlen Sie nur den Abfall mit.“

Doch dieses Heft sollte wohl nicht in die Hände derjenigen kommen, die mit 40 M im Monat auskommen müssen. Hier geht es darum, wie man mit wenig Geld auskommt. Also:

„Die gute Butter überlassen wir kapitalkräftigen Leuten!“

Wer nicht kapitalkräftig ist, für den ist Margarine, Del oder Kokosfett, die billigste Sorte, versteht sich, gerade gut genug.

„Eier — als Zugabe zum Abendessen sind etwas zu teuer.“

Was ist man denn dann, um mit dem horrenden Wirtschaftsgeld von 40 M monatlich auszukommen? Bitte schön:

„Das Beispiel ist so gewählt, daß zwei erwachsene Personen tatsächlich, wenn auch bescheiden, so doch völlig ausreichend, leben können. Es ist keine Utopie, sondern von mir praktisch erprobt“, so schreibt die Verfasserin.



„Würden Sie so freundlich sein, einen Moment aufzusehen, damit ich das Schild anbringen kann — — —?“

Und dann kommen noch einige Tagesbeobachtungen für zwei Personen, die, wahllos herausgerissen, so aussehen:

Sonntags: Frühstück: Malzkaffee, Brot mit Margarine und Gelee. Mittagessen: Ein halbes Pfund Schweinebraten, reichlich drei Pfund Kartoffeln (der Rest ist für den Abend), Feldsalat oder Endivien, Apfelsinensalat aus zwei kleinen Äpfeln und einer Apfelsine. Summa 85 J. — Oder: „Dienstag: Frühstück: Hafersfloeden, Marmeladenbrot. Mittagessen: Ein und ein halbes Pfund Sauerkraut, 325 Gramm Eisbein, 4 Pfund Kartoffeln. Summa 57 J. — Weiter: Kartoffellösche aus gekochten Kartoffeln: 2 Pfund Kartoffeln, Semmelmehl, etwas Muskat und Salz, zwei Eier, ein Viertelpfund Backobst und Zucker. Summa: 49 J.“

Und das Abendessen ist genau so „gehaltreich“. Es gibt da zum Beispiel: „Bratkartoffeln, ein Sering, Butterbrot, Tee. Frischer, warmer Kartoffelsalat, ein Sering, Butterbrot, Tee. Frischer, warmer Kartoffelsalat, ein Butterbrot, Tee. — Hülsenfruchtsuppe, vom Sonnabend vorher übriggeblieben, Butterbrot, Tee.“

Bitte nicht vergessen! Der Tee: „Ein billiges und gefundes Getränk ist Tee aus Apfelschalen, die man den Herbst über sammelt und trocknet. Eine Handvoll davon, 15 Minuten ausgekocht, gibt zwei Tassen goldblaren Tee.“

Und nun, was sagt ihr dazu, ihr Erwerbslosen, Fürsorgeempfänger und Arbeiter? Klingt das nicht wie Lohp? Mit 9 M 3 J für zwei Personen wöchentlich, so hat die Frau ausprobiert, läßt es sich sehr gut leben! Ihr müßt ja dann, nach diesem Heft zu urteilen, mit euren „horrenden“ Unterstützungen wie die Fürsten leben! Höher geht es doch wirklich nicht, und trotzdem steht am Schluß:

„Guten Erfolg beim Sparen und viel Glück in Deinem ferneren Leben wünscht Dir Frau Marianne.“

Und das ist nicht etwa Aufreizung zum Klaffenhaß. Im Gegenteil, es steht da: „Möchten recht viel sich selbst die große Freude bereiten, zu ihrem, ihrer Angehörigen und des gesamten deutschen Volkes Nutzen.“

So schämt man euch, ihr Frauen, in diesen bürgerlichen Kreisen ein. Es muß reichen! Nicht aufklären, nein, verbummeln! Mit etwas deutschem Hausfrauenvereins „Geist“ geht alles. Da wird selbst Margarine zu Butter, Stein zu Brot, Unverfrorenheit zu Geld gemacht. Denn dieses Sonderheft kostet 90 J.

Ich, wenn ich mir eine Strafe für die Frau Marianne, die Verfasserin dieses Heftes, ausdenken dürfte! Ich würde sagen: Sie muß ein Jahr lang nach ihren eigenen Ratsschlägen, die sie in diesem Heft veröffentlichte, leben. Das wäre die einzige, gerechte Strafe. Ob sie dann noch fähig ist, ein solches Buch zu schreiben? Ich glaube! Selbst wenn sie noch bei Kräften wäre, sie würde die Finger davon lassen.

Wie Emile Zola die berühmte Kunst befragen hat

Von Peter Allwanger

„Arbeite, arbeite, berühmter Mann! Zerreiße dein Hirn, großer Künstler! Schmeiße dein Blut aus, Tropfen um Tropfen, damit du immer höher hinaufsteigst. Und wenn du oben bist, sei zufrieden, wenn du auf demselben Fleck herumgerädeln kannst; und exerziere dir die Füße wund, solange du es aushältst. Und wenn es nicht mehr geht, wenn du fühlst, daß du wieder hinunter mußt, wohlan, rolle, rolle hinab und zerfalle! Siehe dahin an dem Absterben deines Talentes, das aufgehört hat, zeitgemäß zu sein; vergehe in ohnmächtiger Erstarrung, nichts mehr schaffen zu können! Verkümmere an Vergessen all deiner Werke!“ — Seine starke Stimme scholl donnergleich bei diesen Worten; sein rotes Gesicht verzerrte sich wie von einer gespenstigen Furcht gehebt. Er ging heftig auf und nieder, und gleichsam unbewußt von seiner Leidenschaft hingerissen fuhr er fort: „Ich hab es euch hundertmal gesagt, man debütiert immerfort. Nicht oben angelangt sein, ist das höchste Glück, sondern hinaufsteigen. Aber ihr versteht mich nicht. Ihr könnt mich auch nicht verstehen; denn man muß es selbst durchmachen. O, noch unten sein! Man hofft alles, man träumt alles, wiegt sich in den herrlichsten Illusionen, ist so mutig und stark, der schwierigste Weg wird einem leicht und kurz. Man hat einen solchen Heißhunger nach Ruhm; der kleinste Erfolg scheint eine wunderköstliche Labung. — Welch ein Fest, wenn man all seine großen Träume erfüllt sehen! Und schon ist man fast am Ziele angelangt; man achtet keiner Mühe, erklettert hastig die letzte Stufe. Jetzt ist man oben, der Gipfel ist erklommen. — Nun heißt es, ihn behaupten! Und da beginnt das Glend: Der Rausch ist verflogen, er erscheint uns kurz und voll Bitternis; er war des Kampfes nicht wert. Nichts Unbekanntes reizt uns mehr, kein heißes Sehnen durchglüht mehr unsere Brust; der Durst nach Ruhm ist gestillt. — Wir haben unsere großen Werke geschaffen und sind erstaunt, daß unsere Freude dabei nicht größer gewesen. Von diesem Momente an erscheint der Horizont leer; keine neue Hoffnung ringsum. Uns bleibt nur noch das Grab. Und doch will man nicht aufhören zu streben und zu leben; und man klammert sich mit zitternder, kraftloser Hand an seine Kunst der hohen Malerei, wie Greise sich an die Liebe klammern. O, wenn man den Mut hätte und den Stolz, sich im Angesicht seines letzten Meisterwerkes zu vernichten!“

Aus Zolas Roman: „Das Werk.“
Nachwort: Wem gelüftet es (auf Grund obiger Worte) unter den lebfrischen Dekorationsmalern, sein achtbares Handwerk zu verlassen und den Pegasus zu olympischen Höhen anzuspornen? Keine Antwort! Um so besser; jedoch auch im Vorwärtsschreiten und im Wirtschaftskampfe nicht zurückbleiben, ist das Gebot der Stunde.

GRUNDWISSEN KÖRPERPFLEGE

Der elektrische Tod und das Malergewerbe

Von Ingenieur Hanns Pöhlmann

In Deutschland zählt die amtliche Statistik etwa 400 durch elektrischen Stromschlag eingetretene Todesfälle. Diese Zahl bedeutet, daß in je drei Arbeitstagen je vier Menschen tödlich verunglücken. Dabei kann mit Sicherheit gesagt werden, daß die Mehrzahl der Betroffenen nicht zu Schaden gekommen wäre, hätte sie nur ein besseres Wissen über das Wesen und die Voraussetzungen elektrischer Unfälle besessen. Es besteht fast in allen Bevölkerungsschichten und bei den Angehörigen der verschiedensten Branchen der Irrtum, daß die normalen Hausgebrauchs- und Betriebsspannungen der Gewerbe und Industrie völlig harmlos seien und daß ernstliche Stromschläge nur an den sogenannten Hochspannungsleitungen der Elektrizitätswerke, die Strom von vielen tausend Volt führen, vorkommen können. Die Statistik aber weist einwandfrei nach, daß die meisten Stromunfälle gerade an den Niederspannungen von 110, 220, 380 und 440 Volt geschehen.

Maßgebend dafür, ob die Berührung eines elektrischen Kontaktes einen Unfall auslöst oder keinerlei erkennbare Wirkung zeitigt, ist das Maß des elektrischen Widerstandes, den der Betreffende im Augenblick der Berührung hat. Je größer die Haut- und Kleiderfeuchtigkeit, desto kleiner ist der elektrische Widerstand und desto größer die Intensität des Stromschlages. Solche Betriebe also, die große Feuchtigkeit aufweisen, bilden eine ernsthafte Möglichkeit zum Stromunfall, und es muß also gerade in feuchten Betrieben alles aufgegeben werden, unwillkürliche Berührung elektrischer Kontakte wirksam zu verhindern. Der Läufer und Maler, der gewerblich in solchen Räumen zu tun hat, muß über das Wesen elektrischer Unfälle hinreichend unterrichtet sein, damit er nicht zu Schaden kommt. Oftmals sind die Schutzbedeckel der Schalter und Abzweigdosen ganz oder teilweise zertrümmert, so daß die blanken Kontaktteile zutage treten. Wenn der Maler nun mit dem feuchten Pinsel, selbst in feuchten Kleidern steckend, derartige Kontakte berührt, so ist die Möglichkeit heftigen Stromüberganges nicht ausgeschlossen. Es empfiehlt sich, die Leitungen zu den Räumen, die gestrichen werden sollen, ausschalten zu lassen, was am einfachsten durch Herausdrehen der Sicherungen an der Schalttafel geschieht. Um ein vorzeitiges Wiedereinschalten der Leitungen wirksam zu verhindern, steckt man die betreffenden Sicherungen während der Dauer der Arbeit zu sich. Für den Fall, daß eine Unfallsbetriebung der betreffenden Leitung unumgänglich ist, empfiehlt sich, Malerarbeiten in der Nähe elektrischer geschützter Apparate nur mit ganz trockenem Schuhwerk auf trockenen Leitern mit besonderer Vorsicht auszuführen. Selbstverständlich ist es das Beste, wenn der Auftraggeber vor Inangriffnahme der Arbeit etwa fehlende Schutzbedeckel beschafft; denn es liegt durchaus in seinem Interesse, daß sich die elektrische Anlage in Ordnung befindet.

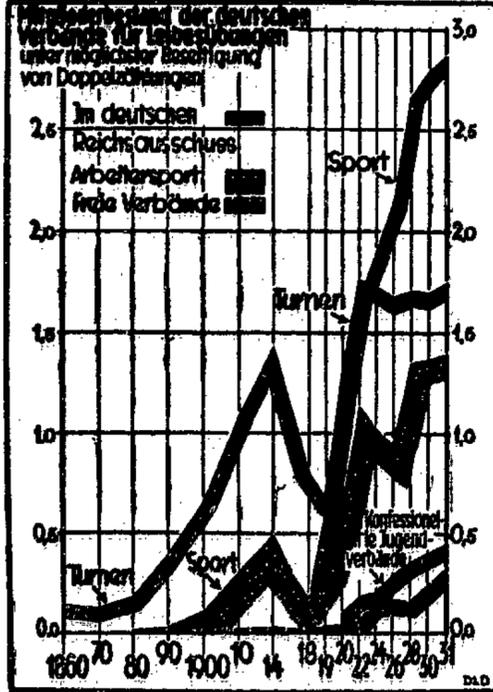
Stromschläge sind auch durch vagabundierende Ströme möglich. Wenn durch Feuchtigkeit oder einen mechanischen Defekt die Leitung an einem beliebigen Punkt stromundicht wird, vermag Elektrizität unter Benützung aller irgendwie leitfähigen Stoffe die vorgeschriebene Leitung zu verlassen und eigene unkontrollierbare Wege einzuschlagen, stets dabei bereit, allerlei Unheil anzurichten. Mitunter werden ganze Wände unter Strom gesetzt, eiserne Wandgestelle elektrifizieren, Treppengeländer versehen Schläge, wenn man sie ergreift, und so fort. Wenn der Maler während seiner Arbeit derartige Beobachtungen macht, darf er diese nicht auf sich beruhen lassen, sondern muß auf Ausschaltung der Leitung dringen. Es kann sein, daß Farbe in eine Dose eingebrungen ist, von wo aus dann die feuchten Wände unter Spannung gesetzt wurden. Ob die Erscheinung nach dem Austrocknen wieder völlig verschwindet, ist nicht sicher. Der Elektriker kann die Fehlerstelle, die sich etwa hartnäckig erweist, mit Hilfe des Isolationsmessers bequem und rasch finden. Jedenfalls ist es nicht zulässig, daß vagabundierende Ströme dauernd ihr Unwesen treiben können, und es liegt auch im Interesse des die Arbeit ausführenden Malers, daß Unregelmäßigkeiten sofort behoben werden, damit bei einem etwa später eintretenden Unfall ihn nicht ein Teilverschulden trifft.

Beleuchtungskörper dürfen nicht unter Strom abmontiert werden, wie es leider so oft geschieht. Die Lüsterklemme soll an den Enden der Rohrleitungen anmontiert bleiben, um Stromschläge zu vermeiden. Die Umrahmungen von Schalttafeln fehlen oft ganz. Reinesfalls soll der Maler mit seinem feuchten Pinsel die Wandfläche hinter einer Schalttafel zu bestreichen versuchen, weil die Rückseite der Schalttafel viele blanken Kontakte trägt, die zu Stromschlägen Veranlassung geben können.

Wenn ein Stromschlag trotz aller Vorsichtsmaßnahmen erfolgt ist, so muß alles getan werden, um den Betroffenen so schnell wie möglich, am besten in Sekundenfrist, der weiteren Stromeinwirkung zu entziehen. Das kann geschehen durch Ausschaltung der Leitung, Herausdrehen der Sicherungen oder durch Wegschieben des Körpers des Verunglückten mittels Holz oder trockenen Kleiderbündeln und dergleichen. Sobald der Betreffende von der Leitung befreit ist, muß die künstliche Atmung unverzüglich eingeleitet werden, auch schon, bevor der Arzt eintrifft. Diese künstliche Atmung, über die die Aushängeschilder aller Berufsgenossenschaften Aufschluß geben, darf keinen Augenblick unterbrochen werden und muß solange fortgesetzt werden, bis sie entweder zum Erfolg führt oder bis der Arzt untrügliche Merkmale des eingetretenen

Todes festgestellt hat. Wie die neuere Forschung ergeben hat, bewirken selbst schwere Stromschläge zunächst nur Scheintod. Die künstliche und wenn erforderlich selbst über viele Stunden durchgeführte Atmung ist das souveränste Mittel im Kampf gegen den elektrischen Scheintod.

Die Entwicklung des Körpersportes



Die Ausbreitung des Sportgedankens in Deutschland.

Alle Schichten des deutschen Volkes haben in dem letzten Jahrzehnt erkannt, wie wichtig es für die Gesunderhaltung des Körpers ist, Sport zu treiben. Unser Bild gibt einen Überblick über die Entwicklung der wichtigsten Sportverbände, wobei nach Möglichkeit diejenigen Vereine, die zwei verschiedenen Verbänden angehören, nur in den Hauptverbänden gezählt wurden. Die Deutsche Sportbehörde konnte ihre Mitgliederzahl bis zum Beginn der Wirtschaftskrise gleichmäßig steigern, während die Deutsche Turnerschaft seit der Inflation nicht mehr anstieg. Die konfessionellen Jugendverbände, die erst in der Nachkriegszeit sich zusammenschlossen, haben bald eine halbe Million Mitglieder, die Arbeitersportbewegung 1,4 Millionen Mitglieder. So breitet sich die Sportbewegung immer mehr in Deutschland aus, und es wird wohl nicht mehr lange dauern, bis fast jeder junge Deutsche in irgendeiner Weise sich sportlich betätigt.

Etwas über das Schwitzen

Die Wasserabgabe der Haut, im allgemeinen als Schwitzen oder Schweißabsonderung bekannt, ist eine in ihrer Wichtigkeit oft unterschätzte, natürliche Körperfunktion. Mancher, der viel schwitzt, empfindet diese Tatsache lediglich als lästig und sucht sie mit allen Mitteln zu bekämpfen. Die Schweißabsonderung an sich ist nötig, nur ihre peinliche Begleitererscheinung, der üble Geruch, ist zu vermeiden.

Zunächst etwas über das Wesen der normalen Wasserausscheidung durch die Haut. Sie ist abhängig von Rasse, Alter, Geschlecht und Konstitution des einzelnen und beträgt beim Erwachsenen in 24 Stunden etwa 650 Gramm. Sie erscheint in dunstförmiger und flüssiger Form, wobei der Hautdunst in den flüssigen Schweiß übergeht, sobald er so reichlich gebildet wird, daß ihm die Zeit zum Verdunsten fehlt. Die Schweißdrüsen sondern dauernd den Dunst ab; er besteht aus Wasserdampf, Spuren von Kohlensäure und Nierstoffen. Bis zu einem gewissen Grade werden die Nierstoffe von den genossenen Nahrungsmitteln beeinflusst. So können verdaute Zwiebeln, Knoblauch, Gewürze aller Art sich durch den Hautgeruch bemerkbar machen. Der flüssige Schweiß

enthält außer 98 bis 99% Wasser Salze, Harnstoff, Harnsäure, Fette, Cholesterin. Schweiß und Harn entfernen also zum Teil die gleichen Abfallstoffe aus dem Körper.

Die Absonderung des Schweißes wird gefördert durch reichliche Flüssigkeitszufuhr, dann bei erhöhter Lufttemperatur und infolge anstrengender Muskelleistungen. Aber auch seelische Ursachen, wie Furcht oder Schreck, bewirken Schweißbildung. Jedem ist der Begriff „Angstschweiß“ geläufig. Oder jemand bekommt vor Ausfregung „feuchte Hände“. Im übrigen gibt es auch schweißtreibende Arzneimittel und schweißbildende Prozeduren, wie Packungen, worauf hier nicht näher eingegangen werden soll.

Diese Verdunstung des Wassers durch die Haut entzieht dem Körper eine erhebliche Wärmemenge, stellt also die Wärmeregulierung des Körpers dar. Einer Ueberhitzung des Körpers wird durch erhöhte Wasserausscheidung vorgebeugt. Daraus ergibt sich der mit Recht verbreitete Glaube, daß leicht schwitzende Menschen im allgemeinen eine günstigere Körperverfassung haben. Sie sind auf alle Fälle den Gefahren des Hitzschlages weniger ausgesetzt. Außerdem bedeutet eine herabgeminderte Hauttätigkeit, wobei auch die Schweißabsonderung geringer ist, die Zurückhaltung der oben erwähnten Abbaustoffe, deren Herausbeförderung vom Harn allein nicht geschafft wird. Die leicht und reichlich schwitzenden Menschen sind andererseits leichter einer Erkältung ausgesetzt. Die stärkere Wasserverdunstung, die sich auf der Haut abspielt, entzieht dem Körper rasch eine große Wärmemenge, wodurch das Gefühl des Fröstelns entsteht. Wenn man dann nicht bald die Kleider wechselt, so kann leicht die Erkältung in ihrer vielfältigen Form zustandekommen. Besonders der Rheumatismus befallt solche Menschen häufig.

Wie begegnen wir dieser Gefahr? Ratsam ist das Tragen von wollener Unterwäsche, die jede Feuchtigkeit schnell aufsaugt, während alle andern Stoffe das Gefühl von Feuchtigkeit und Kälte auf der Haut vergrößern und erhalten.

Um das übermäßige Schwitzen auf Wanderungen und bei allen Sportarten einzuschränken, verringere man die Flüssigkeitszufuhr. Lästiger Schweißgeruch entsteht, wenn nicht krankhafte Ursachen mitsprechen, nur auf ungewaschener Haut und durch verschwitzte Kleider. Damit ist das Allheilmittel gegeben: Sauberkeit und nochmal Sauberkeit! Jeden Tag Ganzwaschungen! Aber die Seife nicht vergessen. Abbrausen genügt nicht! Die auf der Haut ständig neugebildeten Nierstoffe werden nur durch den Verseifungsprozess ausreichend entfernt. Wer an Fußschweiß leidet, darf das tägliche Fußbad nicht versäumen, eventuell mit ein paar Tropfen Essig darin. Sorgfältiges Abtrocknen und nachfolgendes Einpudern der stark schwitzenden Körperstellen, zu denen außer den Fußsohlen besonders die Handteller und Achselhöhlen gehören, genügen meistens. Jede nicht zu fette Puderart hat sich bewährt.

Zweifellos ist es außerdem nötig, die Wäsche, und besonders die Strümpfe, so oft wie nur möglich zu waschen, was außerdem deren Haltbarkeit eher steigert, da der Schweiß eine faserzerstörende Wirkung hat.

Wasser, Seife und notfalls Puder genügen zur Bekämpfung des lästigen Schweißes.

Dr. med. Charlotte Schöde, Berlin.

Wirtschaftskrise und Gesundheitszustand

Es ist eine eigenartige Wahrnehmung, daß trotz der großen Not der Krankenstand bei den deutschen Krankenkassen außerordentlich niedrig ist. Der Hauptverband deutscher Krankenkassen hat einige Vertrauensärzte gebeten, sich über den Gesundheitszustand der Versicherten in der Wirtschaftskrise zu äußern. Die „Deutsche Krankenkasse“, Nr. 28, bringt einige Antworten von Vertrauensärzten, die beachtenswert sind. Ein Berliner Arzt macht die Feststellung, daß gesundheitlich Minderwertige, mit chronischen Krankheiten behaftete, allmählich aus dem Erwerbsleben ausgeschaltet wurden und den Hauptteil der seit langem Arbeitslosen stellen. Aus Angst vor dem Verlust des Arbeitsplatzes wartet der Versicherte mit seiner Krankmeldung viel zu lange. Im übrigen glaubt dieser Arzt, daß sich der allgemeine Gesundheitszustand der Versicherten durch die Krise nicht verschlechtert hat. Daneben muß der Arzt, der täglich eine große Reihe kranker Versicherter an sich vorüberziehen läßt, eine überaus betrübliche Beobachtung machen, die in diesem Maße früher kaum vorhanden war: das ist die Veränderung des Gesichtsausdruckes, aus dem heraus die Sorgen, die Niedergedrücktheit des Einzelmenschen zu erkennen sind. Es gibt kaum noch fröhlich dreinschauende Menschen! Schon im vierten Jahrzehnt kann man aus der Mimik lesen, wie schwer der Kampf ums Dasein geworden ist. In der Tat, die Blicke werden immer finsterner, der entsetzliche Kampf ums Dasein macht die Menschen in Deutschland verbittert. Die Folgen dieser Krise werden noch lange nachwirken. Ein Arzt aus Erfurt hat festgestellt, daß die Kränklichkeit der Erwerbslosen größer ist, als bei den arbeitenden Krankenkassenmitgliedern. Der Gesundheitszustand der weiblichen Arbeitslosen ist ungünstiger als der der männlichen. — Es läßt sich jetzt noch kein abschließendes Urteil über den Gesundheitszustand des arbeitenden Menschen in der Krise bilden. Man kann aber als sicher annehmen, daß die Auswirkungen der kolossalen Kürzungen von Unterstützungen durch die Regierung der Hitlerbarone sich alsbald ungünstig bemerkbar machen wird. Denn mit derartigen Unterstützungsfragen kann sich kein Mensch gesund erhalten.

Strobe für das Ganze!

Nicht um Geld und Eigentum,
Nicht um Glanz und Heldenruhm
Wogt der Kampf. Das wäre peinlich,
Wäre nutzlos, wäre kleinlich!
Darum stelle nie voran
Dich als Held und großer Mann!

Stell' dich schlicht in Reih' und Glied,
Opfre auch, wenn's keiner sieht!
Halte stets zu unsrer Sache,
Halte stets getreulich Wache,
Fördre stets mit Ueberlegung
Das, was heilig: Die Bewegung!

Achte nie des Gegners Hohn,
Frage nie nach Lob und Lohn!
Sei im Lanzenwald nur Lanze,
Denke stets nur an das Ganze!
Dort, wo solche Kämpfer ringen,
Wird und muß der Sieg gelingen!

T a e s t.

Arbeitsrecht und Sozialpolitik

Die Invalidenversicherung

(Unter besonderer Berücksichtigung der letzten Notverordnungen.)
 Immer wieder tauchen auch heute noch in Kreisen der Versicherten Klagen auf über die Unzulänglichkeit und die Ungerechtigkeit in der Invalidenversicherung, und zwar dann, wenn ein Rentenanspruch abgelehnt wurde. Und woher kommt das? In den allermeisten Fällen lag die Schuld daran, daß der Versicherte die einschlägigen gesetzlichen Bestimmungen nicht oder doch nur ungenau kannte oder beachtete und mit seinem Anspruch abgewiesen werden mußte, weil die gesetzlichen Voraussetzungen nicht erfüllt waren. Denn auch in der Invalidenversicherung gilt der Grundsatz, daß Unkenntnis nicht vor Schaden schützt.

Zweck der nachfolgenden Zeilen soll nun sein, in großen Zügen aus der umfangreichen Materie das herauszustellen, was jeder Versicherte unbedingt wissen muß, um vorzukommendenfalls mit Recht seine Ansprüche auf Leistungen aus der Invalidenversicherung geltend machen zu können.

I. Versicherungspflicht.

Nach § 1226 der Reichsversicherungsordnung ist unter anderem jeder Arbeiter, Geselle, Gehilfe oder Lehrling versicherungspflichtig, der einem Arbeitgeber seine Arbeitskraft gegen Entgelt zur Verfügung stellt. Hierbei ist zu beachten, daß die früher vorhandene Altersgrenze von 16 Jahren nicht mehr besteht.

Der Arbeitnehmer ist schlechthin verpflichtet, seinem Arbeitgeber bei Beginn der Beschäftigung seine Quittungskarte abzugeben. Die Beschaffung dieser Quittungskarte ist Sache des Versicherten, nicht etwa des Arbeitgebers. Dieser kann vielmehr die Karte auf Kosten des Versicherten beschaffen, wenn derselbe ihm trotz wiederholter Anmahnung keine Karte abgibt. (§ 1414 RVO.)

Der Arbeitgeber muß nun bei den Lohnzahlungen regelmäßig Beiträge in entsprechender Höhe in die Quittungskarte einfließen lassen und entwerfen. Diese Beiträge werden je zur Hälfte vom Arbeitnehmer und vom Arbeitgeber gezahlt. Sie betragen bei einem Wochenlohn

bis zu 6 M.	30 S.	(1. Lohnklasse)
von mehr als 6 bis zu 12 M.	60 "	(2. "
" " " 12 " " 18 "	90 "	(3. "
" " " 18 " " 24 "	120 "	(4. "
" " " 24 " " 30 "	150 "	(5. "
" " " 30 " " 36 "	180 "	(6. "
" " " 36 M.	200 "	(7. "

Als Lohn gilt hierbei nicht nur eine gewährte Barvergütung, vielmehr muß auch der Wert eventuell geleisteter Sachbezüge zu der Barvergütung hinzuzurechnen werden.

Eine Beschäftigung, für die als Entgelt ausschließlich freier Unterhalt gewährt wird, ist versicherungsfrei.

Die Beitragsentrichtung sollte eigentlich gleichzeitig mit der Lohnzahlung in Gegenwart des Versicherten erfolgen. Da sich das aber bei den meisten Betrieben technisch nicht durchführen läßt, so empfiehlt es sich für den Versicherten, von Zeit zu Zeit in seine Quittungskarte Einsicht zu nehmen und sich davon zu überzeugen, ob die Beiträge richtig abgeführt sind. Gleichgültigkeit auf diesem Gebiete hat schon manchem Schaden gebracht.

II. Versicherungsfall.

Nach § 1255 der Reichsversicherungsordnung erhält der Versicherte eine Invalidenrente, der das Alter von 65 Jahren vollendet hat oder infolge Krankheit oder Gebrechen dauernd oder vorübergehend invalid ist. Dabei gilt derjenige als invalid, der nicht mehr imstande ist, durch eine Tätigkeit, die seinen Kräften und Fähigkeiten entspricht und ihm unter billiger Berücksichtigung seiner Ausbildung und seines bisherigen Berufes zugemutet werden kann, ein Drittel dessen zu erwerben, was körperlich und geistig gesunde Personen derselben Art mit ähnlicher Ausbildung in derselben Gegend durch Arbeit zu verdienen pflegen. (§ 1255 RVO.) Im Einzelfalle wird die Invalidität nur durch ärztliches Attest nachgewiesen werden können.

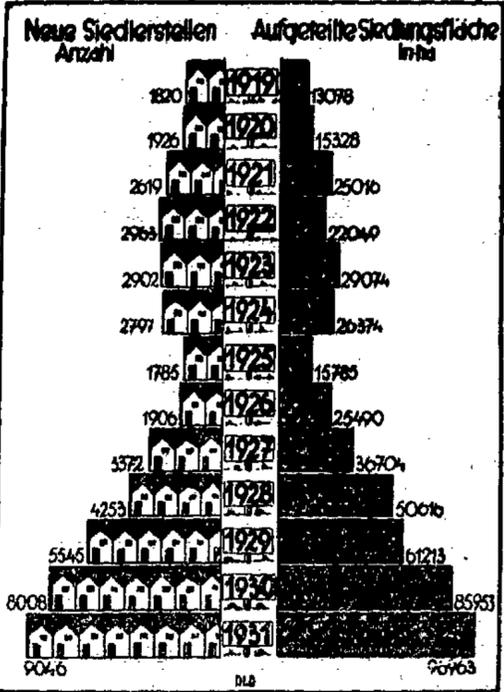
Für die Witwenrente gilt als Versicherungsfall stets der Tod des Versicherten. Der Witwe steht dagegen eine Witwenrente aus der Versicherung ihres verstorbenen Ehemannes erst dann zu, wenn sie selbst das gesetzliche Alter von 65 Jahren zurückgelegt hat oder wenn sie selbst invalid im Sinne der Reichsversicherungsordnung ist.

III. Wartezeit und Anwartschaft.

Neben dem Eintritt des Versicherungsfalles müssen aber noch andere Vorbedingungen erfüllt sein, wenn der Versicherte in den Genuß einer Rente gelangen will. Er muß nämlich die Wartezeit erfüllt und die Anwartschaft auf Leistungen aufrechterhalten haben. In den gesetzlichen Bestimmungen über die Wartezeit hat die Notverordnung des Reichspräsidenten vom 8. Dezember 1931 grundlegende Änderungen gebracht, und für den Versicherten ist dabei die Beachtung dieser neuen Bestimmungen ganz besonders wichtig.

Die Wartezeit beträgt heute allgemein 50 Pflichtbeitragswochen. In diesen Pflichtbeiträgen gehören jedoch nach wie vor die im § 1279 RVO. bezeichneten Erntestattarbeiten, die beschleunigte Krankheitszeiten usw. Hat ein Versicherter keine 50 Pflichtbeitragswochen auf Grund einer versicherungspflichtigen Beschäftigung geleistet, so muß er eine Wartezeit von 500 Pflichtbeitragswochen nachweisen, bevor er einen Rentenanspruch hat. Diese Wartezeit von 500 Pflichtbeitragswochen kommt also neuerdings für alle diejenigen Versicherten in Frage, die sich freiwillig weiterversicherer, ohne vorher 50 Wochen versicherungspflichtig beschäftigt gewesen zu sein. Will ein Versichelter Anspruch auf die Witwenrente aus Anlaß der Vollendung des 65. Lebensjahres erwerben, so muß er eine Wartezeit von 750 Pflichtbeitragswochen zurückgelegt haben. Hierbei ist jedoch zu beachten, daß diese verlängerte Wartezeit nicht für die Witwe eines verstorbenen Versicherten anzuwenden ist. Wir sehen hieraus, daß die Wartezeiten auf Rentenleistungen durch die eingangs erwähnte Notverordnung

Siedlungstätigkeit nach dem Kriege



Siedlungstätigkeit — ein Mittel gegen Arbeitslosigkeit.

Zur dauernden Bekämpfung der Arbeitslosigkeit ist die landwirtschaftliche Siedlung ein wichtiges, allerdings langsam wirkendes Mittel. Denn es ist praktisch unmöglich, Hunderttausende oder gar Millionen von Menschen als Landwirte auf eigenem Grund und Boden in kurzer Zeit anzufügen. Arbeiter aus der Industrie müssen doch zuerst umgeschult werden, und ohne diese Vorbereitung können nur Landarbeiter und Bauernsöhne auf den Siedlerstellen angefaßt werden. Das Bild zeigt, daß es in den letzten Jahren möglich war, immer mehr Siedlerstellen zu schaffen. Es ist eine maßlose Uebertreibung, zu behaupten, daß alle Siedler, die in der Nachkriegszeit angefaßt seien, schon längst "pleite" seien. Es ist selbstverständlich, daß die landwirtschaftliche Krise mit dem großen Preissturz für Agrarprodukte natürlich auch die Siedler besonders schwer traf, weil diese ja hauptsächlich mit Krediten arbeiten mußten. So fehlte es nicht an Zusammenbrüchen, aber im großen und ganzen wurde durch eine wesentliche Beschleunigung der Siedlungsverfahren und eine planmäßige Verbilligung der Bauten eine Siedlungsmethode gefunden, die trotz der Agrarkrise mit Aussicht auf Erfolg fortgesetzt werden kann.

ganz erheblich verlängert sind gegenüber früher, wo die Wartezeit bereits nach 200 Wochenbeiträgen erfüllt war, falls unter diesen mindestens 100 Pflichtbeiträge waren.

Die Bestimmungen über die Aufrechterhaltung der Anwartschaft sind dagegen nicht verändert worden. Es müssen also zu dieser Aufrechterhaltung alle zwei Jahre mindestens 20 Wochenbeiträge freiwillig oder auf Grund einer versicherungspflichtigen Beschäftigung nachgewiesen werden. Die zweijährige Anwartschaftsfrist beginnt stets mit dem auf der Quittungskarte verzeichneten Ausstellungsstichtag. Werden innerhalb eines solchen Anwartschaftszeitraums weniger als 20 Wochenbeiträge nachgewiesen, so erlischt die Anwartschaft, und der Versicherte hat damit keine Ansprüche auf Leistungen zunächst verloren. Hieraus erhellt, wie sehr der Versicherte auf diese Bestimmungen achten muß. Der § 1280 RVO. kennt allerdings auch noch eine sogenante außergewöhnliche Anwartschaft. Danach gilt die Anwartschaft nicht als erloschen, wenn der zwischen dem Eintritt in die Versicherung und dem Versicherungsfall liegende Zeitraum zu mindestens drei Viertel mit Beiträgen in a r k e n belegt ist. In diesem Falle gilt die Anwartschaft also nicht als erloschen, selbst wenn in einem zweijährigen Zeitraum einmal weniger als 20 Wochenbeiträge geleistet worden sind.

Ein Wert sei dann noch über die Aufrechterhaltung der Anwartschaft bei Erwerbslosigkeit gesagt. In solchen Fällen sind die Arbeitsämter verpflichtet, auf Antrag die etwa zur Aufrechterhaltung der Anwartschaft notwendig werdenden Beiträge für den Versicherten zu entrichten. Die Beitragsentrichtung durch das Arbeitsamt beginnt aber erst dann, wenn die Anwartschaft tatsächlich gefährdet ist, also frühestens 20 Wochen vor Ablauf der vorher erwähnten zweijährigen Anwartschaftsfrist. Die vom Arbeitsamt geleisteten Beiträge nehmen die Stellung rechtzeitig entrichteter Pflichtbeiträge ein.

IV. Antrag.

Auch in bezug auf den Leistungsanspruch hat die Notverordnung vom Dezember 1931 einschneidende Änderungen gebracht, wie wir später sehen werden.

Zunächst sei bemerkt, daß ein Antrag auf Rente bei dem Versicherungsamt, dem Bürgermeisteramt oder einer andern inländischen Behörde gestellt werden muß. Auch direkt an die Landesversicherungsanstalt kann der Rentenanspruch gerichtet werden, jedoch empfiehlt es sich, der Einfachheit halber, eine der erstgenannten Stellen zu wählen. Der Antragsteller hat neben seiner letzten Quittungskarte an sonstigen Unterlagen noch beizubringen: eine Geburtsurkunde (falls die Rente wegen Erreichung der gesetzlichen Altersgrenze beantragt werden soll), andernfalls eine ärztliche Bescheinigung, in der das Vorliegen der Invalidität bescheinigt wird, ferner für den Fall, daß Kinderzuschuß beantragt werden soll, eine Heiratsurkunde und Geburtsurkunden für die zuzuschußberechtigten Kinder. Während früher die Rente von dem Beginn des Monats an gewährt wurde, in den der Beginn der In-

validität oder der Versicherungsfall fiel, wird nach der Notverordnung die Rente erst vom Beginn des Monats an bewilligt, der auf den Monat folgt, in dem der Versicherungsfall eingetreten ist. Hat der Versicherte nicht sogleich bei Eintreten des Versicherungsfalles den Antrag gestellt, so beginnt die Rente erst mit dem Ersten des Monats, der auf den Monat der Antragstellung folgt. Praktisch ist also die Spitzrente für zurückliegende Zeiten vollkommen beseitigt. Es empfiehlt sich daher, sofort beim Eintreten eines Versicherungsfalles den Rentenanspruch einzureichen, da sonst leicht ein Rentenverlust eintreten kann.

In bezug auf die Berechnung der Rentenleistungen sind dann noch weitgehende Änderungen eingeführt worden, jedoch würde es über den Rahmen dieses Artikels hinausgehen, alle diese Bestimmungen noch zu erläutern. W i r s.

Als Arbeitsrichter am Arbeitsgericht

In einer Zeit, in der über alle Einrichtungen, die zum Wohle der arbeitenden Menschen geschaffen sind, in allen Variationen geklärt wird, kann es nichts schaden, etwas über die Praxis des Arbeitsrichters zu berichten.

Da am Handwerksgericht, an dem der Schreiber dieser Zeilen Beisitzer ist, der Kleinbetrieb seine Klagen vorbringt, bekommen wir so manchen Einblick in die Interessen dieser Betriebe, deren Inhaber zu einem großen Teil noch auf dem Standpunkt verharren, daß der Arbeitgeber dem Arbeiter, den er beschäftigt, einen sehr großen Gefallen erweist. Die Gesellen, Lehrlinge und auch die weiblichen Kräfte bedeuten nach ihrer Meinung nur eine Belastung für den Betrieb, mindestens dann, wenn sie in bezug auf ihr Lohn- und Arbeitsverhältnis eine tarifliche Regelung verlangen.

Die meisten Klagen werden erst eingereicht, wenn das Arbeitsverhältnis zu Ende ist. Bei den Klagen handelt es sich oft um die Kündigungssfrist. Erfahren dann die Kläger, daß es so etwas wie einen Tarifvertrag gibt, dann stellen sie auch noch ein Verzeichnis über die geleisteten Ueberstunden, die Sonntags- und Nachtarbeit auf. Wird gefragt: Was sagt denn Ihr Verbandsvertreter dazu, so lautet die Antwort oft: Ich bin nicht im Verband. Daraus läßt sich dann schon manches erklären.

Die Klagen um Erfüllung der tariflichen Bestimmungen sind am leichtesten zu entscheiden. Hier bestehen Grundlagen, die unabhängig von Personen oder Vorgängen sind und darum exakter Beurteilung nicht entzückt werden können. Dann kommen Klagen, weil mündlich abgemachte Arbeitsbedingungen, nach Meinung des einen oder andern Teiles, nicht erfüllt worden sind, deren Entscheidung aber oftmals sehr schwierig ist. — Die Bauarbeiter klagen meist wegen der Aufschläge für Arbeiten mit erschwerenden Umständen oder verlangen Feriengeld, nachdem sie entlassen sind. Der Tariflohn wird in dieser Gruppe ausnahmslos gezahlt, es zeigt sich hier der starke Einfluß der gewerkschaftlichen Organisation.

Sehr häufig sind die Holzarbeiter zu Gast im Arbeitsgericht. Auch ihr Organisationsverhältnis ist gut, obwohl die Holzarbeiter durch die Rationalisierung einen sehr schweren Stand haben, da sie aus den meisten Fabrikbetrieben entlassen wurden und nun ihr Durchkommen oft als kleine Meister suchen. Das größte Uebel ist hier wie auch im Malergeberbe, die Lehrlingszuchterei. Dieser Uebelstand birgt die Gefahr in sich, daß die Gesellen, um überhaupt Arbeit zu haben, sich unter dem tariflichen Lohn anbieten, oder sich in der Alfordwühlerei in den Bau- und Möbelwerkstätten abhegen.

Dies sind auch die Hauptursachen der häufigen Klagen vor dem Arbeitsgericht: Meist sind es junge Leute, die ihr Recht suchen. Sie werden unter dem Tariflohn bezahlt, weil, wie der beklagte Meister angibt, der Geselle minderleistungsfähig ist. Daß mit dieser Behauptung die Meister sich selbst das aller schlechteste Zeugnis ausstellen, kommt ihnen gar nicht zum Bewußtsein.

Kürzlich klagte ein junger Mann auf Entschädigung wegen ungerechtfertigter Entlassung. Er mußte aussetzen. Nachdem er einige Male in der Werkstatt war, aber dort niemand antraf, ging er nach zehn Tagen wieder hin. Jetzt erklärte ihm der Meister: Ich kann dich nicht mehr gebrauchen, weil du nicht wiedergekommen bist. Auf den Einwand hin, daß er mehrfach dort war, erhielt er seine Papiere. Er widersprach und ging zum Arbeitsgericht, weil in den Papieren „wegen Arbeitsmangels entlassen“ geschrieben stand, aber ein anderer Geselle eingestellt war. Der Entlassene verlangte mit Recht entweder Wiedereinstellung oder für vierzehn Tage entgangenen Arbeitsverdienst, weil er ja nur aussetzen sollte, sich infolgedessen nicht im Arbeitsamt angemeldet hatte. Der Meister wies auf die außerordentlich schlechten Zeiten hin; als das nicht wirkte, zog er über die Amoral der heutigen Jugend vom Leder. Zum Schluß sagte er, er habe den Kläger deshalb nicht wieder eingestellt, weil er an den Möbeln doppelt solange gearbeitet habe, wie es üblich sei. Das half ihm aber nichts, da der Kläger nachwies, daß der Meister selbst nicht mehr geleistet hatte wie er als junger Geselle. Schließlich schlossen die beiden einen Vergleich.

Noch ein anderer interessanter Fall. Ein als „Mürger“ in der Herstellung von Bauarbeiten wenig rühmlich bekannter Tischlermeister hatte eine Serie Bauten angenommen. Zum Fußbodenlegen stellte er einen angeleiteten Arbeiter ein, von dem er wußte, daß er bereit sei, zehn Stunden und mehr zu schaffen. Es wurden 50 M Lohn pro Woche vereinbart. Weil aber das Geld bei dem Meister nicht immer vorhanden war, mußte der Geselle manchmal in der Kneipe darauf warten. Hielfach zahlte der Meister nur einen Abschlag. Dieser Zustand blieb, bis die Neubauten fast fertig waren. Nun verlangte der Arbeiter eine größere Summe, auf die er seiner Rechnung nach noch Anspruch hatte. Sein Meister behauptete aber, daß er nichts mehr kriegen habe.

(Schluß folgt.)

Dem Schrift-Einteilen

Jeder fertige Schriftmaler hat so seine besonderen Methoden, einen Schrifttext in sich ausgeglichen so in die Fläche hineinzubringen, daß er gut und wirksam, sozusagen wie selbstverständlich darin sitzt, so, als ob es gar nicht anders sein dürfte oder könnte.

Wenn im folgenden manches eingehend behandelt wird, was der geübte Schriftmaler längst kennt oder überhaupt nicht mehr braucht, so bitte ich zu bedenken, daß diese Zeilen nicht an den gerichtet sind, der „es schon kann“. Sie sollen vielmehr dem Anfänger, der — möglicherweise ohne eingehendere Vorbildung — die Wege selbst suchen will, zum Fortschritt beihilflich sein.

Man muß einen grundsätzlichen Unterschied machen zwischen kleineren Schilbereien, die man überblicken kann, und Beschriftungen großen Formats. Die Fläche, die gerade noch zu überblicken oder gefühlsmäßig zu erfassen ist, kann verschieden groß sein, je nach dem Grad der Selbstheit desjenigen, der sie beschriften will. Jeder muß und wird durch Erfahrung herausfinden, wo augenblicklich für ihn die Grenze liegt.

1. Das Einteilen großer Flächen zur Beschriftung.

Man überträgt den Umriss der zu beschriftenden Fläche in handlichem Maßstab auf Papier (meist 1:10, 1:20 oder 1:25). Nun probiert man mit Kohle den Text in die Fläche. Zunächst ohne Andeutung der Buchstaben, nur durch leichtes Schraffieren der Schriftzeilen, Schlagworte, etwa einzufügenden Behälter usw. Es wäre Zeitverlust, wenn man sich jetzt schon bei Einzelheiten aufhalten wollte, denn diese erste Tätigkeit ist zunächst nur ein Suchen und Probieren der Anordnung, der Größenverhältnisse oder — gegensätze, der Wechselwirkung zwischen Schriftbild und leerer Fläche und was sonst noch zu bedenken ist. Kopf und Hand müssen zusammen arbeiten, das heißt wenn man mit leichten, breiten Kohlestrichen bestimmt, welchen Raum Worte oder Zeilen ausfüllen sollen, stellt man sich die betreffenden Textteile vor, erwägt die Höhe der Zeilen im Verhältnis zu ihrer Länge, achtet auf die wirksame Herausstellung wichtiger Textpartien und zielt auf eine Aufteilung oder Ausnutzung der Fläche, die eine besondere, auf alle Fälle aber gute Wirkung verspricht.

Nicht immer wird die Verteilung der Partien auf den ersten Anblick hin befriedigend wirken. Man wird fortwährend müssen, ändern, umgruppieren, hauptsächlich, wenn man durch die Anordnung der Schrift eine besondere und doch zweckhafte Wirkung anstrebt. Natürlich muß man sich auch von vornherein klar sein, welche Schriftart man anwenden will. Den Charakter derselben bestimmt ja schon mehr oder weniger der Zweck der Beschriftung oder die Art des Gegenstandes der Kellame.

Wenn nach kritischem Betrachten und Durchdenken die Anordnung gut erscheint, staubt man die Kohle soweit ab, daß die Partien gerade noch erkennbar sind, zieht die Hilfslinien an Reißschiene und Winkel mit Bleistift vor und arbeitet mit spitzer Kohle die Beschriftung aus, freiweg, locker und ohne Anstrengung. Es handelt sich immer noch darum, auf möglichst schnelle Weise die Wirkung klar beurteilbar herauszuschälen.

Erscheint die Gesamtwirkung gut, dann staubt man wieder ab und zeichnet alles sorgfältig durch. Jetzt ist es an der Zeit, Unstimmigkeiten in der Schrift zu beseitigen, überhaupt alles so ins Reine zu zeichnen, daß es später unbedenklich und unbesorgt auf das Arbeitsobjekt übertragen werden kann. In der Regel arbeitet man den Entwurf mit dem Bleistift aus, weil die Bleistiftzeichnung beim späteren Übertragen ein schnelleres und genaueres Messen gewährleistet als die Kohlezeichnung.

Mancher benutzt bei dem endgültigen Einteilen der Schrift den Papierstreifen. Er markiert auf diesem die ungefähr passend erscheinenden Maße eines Buchstabens und Abstands, reißt mit Hilfe dieser Norm auf der Skizze Buchstaben an Buchstaben und probiert unter entsprechender Veränderung der Norm jede Zeile so oft durch, bis Schrift und verfügbare Zeilenlänge übereinstimmen. Dann zieht er vermittels Reißschiene und Winkel die Senkrechten durch und zeichnet schließlich die Buchstaben fertig. Dieses Verfahren führt wohl zum Ziel, doch es ergibt nur dann ein wirklich befriedigendes Schriftbild, wenn mit richtigem Gefühl die Erfordernisse jener Buchstaben und Zwischenräume erfüllt werden, die „individuell“ behandelt sein wollen. Das betrifft nicht nur die sogenannten hohlen Buchstaben und deren benachbarte Zwischenräume, oft hängt es von einer bestimmten Absicht oder Schriftart ab, welche Buchstaben von der Norm abweichend zu behandeln sind.

Rationeller arbeitet man, wenn man sich auf Hand, Augenmaß und Geschmack verlassen kann und die Schrift freihändig zeichnet. Die noch sichtbare Kohlezeichnung ist zwar noch voller Mängel, sie genügt jedoch als Anhalt und Vergleich zum gutproportionierten Durchzeichnen.

Aber wie man es auch macht, in beiden Fällen schraffiert man die Schrift aus, damit man die Wirkung ganz zweifellos beurteilen kann. Es ist nun noch immer Zeit zum Verbessern und Ändern, und es kann nicht dringend genug empfohlen werden, solche Maßstabzeichnungen in Bezug auf die Einteilung so sorgfältig wie möglich durchzuführen, denn jeder kleine Mangel präpariert sich nach der Ausführung ärgerlich deutlich in großem Maßstabe an dem Giebel oder wo sonst die Beschriftung hinkommt. An Stelle des Ausschraffierens wird man die Skizze in Farbe setzen, wenn es die Art der geplanten Arbeit erfordert.

Bei der Ausführung ist nun nur nötig, der Skizze die einzelnen Maße zu entnehmen und sie zu übertragen. Man legt die Hilfslinien ab, schnürt, überträgt mittels Schmiege und Kohle oder Kreide die Buchstaben und Zwischenräume, und wenn die Maßstabzeichnung gut ist, wird auch die Ausführung zeichnerisch gut sein.

2. Für lange Schriftzeilen, die an sich keine Probleme zu lösen bieten, kann eine andere, rein — schneidende Methode Anwendung finden. Um sie zu zeigen, wollen wir sie — einer angenommenen Aufgabe durcharbeiten.

In einem Fassadenfries ist in durchgehend gleich großen Blockdruck-Initialen zu schreiben: „Mähmaschinen — Bernh. Friedemann — Fahrräder.“ Der Fries ist 12½ m lang.

Wir schreiben den Text auf und zählen die Buchstaben aus, es sind 36. Zwischen den Textworten sehen wir drei Abstände. Die zwei festlichen bringen wir mit je 2½ Buchstabenwerten in Anschlag, den mittleren nur mit 1, weil der Name zusammengehört. Als Abstand von den Friesenden aus rechnen wir ebenfalls je 2½ Buchstabenwerte. Wir haben es also mit insgesamt 47 Buchstabenwerten zu tun. Nun rechnen wir:

1250 cm : 47 = 26 cm, Rest 28 cm. Der so ermittelte Buchstabenwert ist 26½ cm. Die noch restlichen 4½ cm notieren wir uns.

Nun legen wir auf einem Lineal oder Papierstreifen zwei Bleistiftmarken ab, 26½ cm voneinander entfernt. Diese Strecke teilen wir etwa folgendermaßen ein: von links nach rechts 6 cm (das ist der Abstand zwischen den Buchstaben), dann 7½ cm (das ist die Balkendicke), weiter 5½ cm (als Zwischenraum im Buchstaben selbst) und nochmals 7½ cm (als den zweiten Schriftbalken). Zur besseren Uebersichtlichkeit kennzeichnen wir Abstand und Buchstaben durch zwei Bogenlinien von Grenzmarke zu Grenzmarke.

Wir sehen uns nun den Text näher an. In ihm befinden sich zwei „3“. Diese beanspruchen einschließlich Abstand je 6 + 7½ = 13½ cm. Das ergibt einen Raumüberschuß von 2 x 13 = 26 cm. Wir schreiben sie zu den schon notierten 4½ cm. Die Buchstaben „E“ und „F“ wirken in Blockdruck-Initialen leicht zu breit. Wir wollen dem hier vorbeugen und verringern deshalb die Breite der fünf „E“ um je 3 cm und die der zwei hohlen „F“ um je 5 cm. Das zeitigt einen weiteren Ueberschuß von 5 x 3 + 2 x 5 = 25 cm, die wir zu den andern notieren. Den Abstand vom „E“ zum „F“ verringern wir um 1 cm, ebenso die Zwischenräume, die den fünf „E“ folgen, die hinter den zwei „F“ nehmen wir aber je 2 cm schmaler. Wir müssen also weitere 10 cm zum Ueberschuß rechnen, der nun insgesamt 65½ cm ausmacht.

Es befinden sich aber auch zwei „M“ im Text. Diese können wir mit je 27 cm Breite in Rechnung stellen. Die 13 cm, die wir ihnen zusammen zuteilen, ziehen wir vom Ueberschuß ab und es verbleiben nun noch 52½ cm, die

Kollege! Auch Du mußt einen Unorganisierten dem Verbands zuführen! Tue Deine Pflicht!

wir irgendwo unterbringen müssen. Wir können die Abstände zwischen den Buchstaben und die Zwischenräume innerhalb der letzteren um je ½ cm breiter halten, als wir anfangs bestimmten. Auf diese Weise bringen wir 33 cm unter, da wir 32 Abstände und 34 Zwischenräume zur Verfügung haben. Von den noch verbleibenden 19½ cm rechnen wir 9½ cm dem Abstand zwischen Ruf- und Familiennamen zugute, den wir mit einem Buchstabenwert etwas knapp genommen hatten, da ja auch der Punkt noch hinein gehört, und die letzten 10 cm verteilen wir auf die äußersten Abstände an den Friesenden.

Jetzt ist die rechnerische Vorarbeit getan. Wir bestimmen nun die Schriftgröße, schnüren sie in gutem Verhältnis zur Buchstabenbreite ab und teilen das Ganze gemäß den errechneten Maßen in Ruhe und mit Sorgfalt ein. Dazu benutzen wir praktischere Weise das Lineal mit den Normalmaßen, soweit es angängig ist. Wenn die Rechnung fehlerfrei war, geht die Fläche auf! Und wenn mit richtiger Voraussicht die Besonderheiten einzelner Buchstaben berücksichtigt wurden, wird auch das Schriftbild zufriedenstellend wirken. Die oben angewandten Maße sollen nicht bindend sein, sie können für jede Absicht passend abgewandelt werden.

Für einen umsichtigen Rechner, der sich auch in das geplante Schriftbild einfühlen kann, ist diese Methode einfach genug. Sie ist vor allem da anwendbar, wo keine originellen Absichten ausprobiert werden müssen, wo es sich einfach nur darum handelt, Schriftzeilen großen Maßstabs einzuteilen. Man kann nach ihr jede Schriftart einteilen, die man beherrscht. Bei Anwendung großer und kleiner Buchstaben kompliziert sich die Rechenarbeit etwas, auch muß man mehr noch auf die hohlen Buchstaben achten (v), doch ist wohl aus unserm Beispiel leicht ersichtlich, wie in diesem Falle zu verfahren ist.

3. Eine weitere Arbeitsweise ist praktisch für kleinere bis mittelgroße Schilder, etwa bis 3 qm groß. Man fertigt sich nach der Methode 1 eine Skizze in ein Zehntel Größe an. Es ist aber nicht notwendig, daß die Buchstaben exakt durchgezeichnet sind, wichtig ist nur, daß die Verteilung der Maße und die Einteilung der Schrift gut sind. Unmittelbar unter jede Schriftzeile legt man kleine Bleistiftmarken in Abständen von etwa 2 bis 4 cm, je nach der Größe der Schrift. Nachdem man die Zeilen auf das Schild übertragen, das heißt abgezeichnet hat, überträgt man die Markierung gemäß der Skizze, also in Abständen von etwa 20 bis 40 cm. Es ist nun nicht schwierig, die Beschriftung ohne weiteres richtig einzuteilen bzw. vorzurufen, wenn man sich laufend orientiert, unter welchem Buchstaben oder Zwischenraum die jeweilige Marke sitzt. Innerhalb der Marken wird die Schrift, ohne schematische Einteilung, gefühlsmäßig vorgezeichnet oder angebeutet, was auf so kleine Strecken hin ja nicht schwer ist. Das saubere Durchzeichnen erfolgt mit dem Pinsel während des Schreibens.

4. Kleinste Schriften deutet man wohl immer freiweg an. Dabei ist folgende Erfahrung von Vorteil: Hat man ein Plakat oder ähnliches mit viel kleinem Text zu schreiben, dann schreibe man zuerst einmal den Text mit dem Stift leicht und gleichmäßig in seiner gewohnten Handschrift durch, am besten in Steilschrift. Dabei kann man zugleich die zweckmäßige Verteilung auf die Zeilen berücksichtigen. Wo bei gleichmäßiger Handschrift die Worte mit der Zeilenlänge „aufgehen“, da gehen sie auch in eine Druckdruck umgewandelt auf. Da man keine Schrift, wenn es sich nicht um unbedingte Qualitätsarbeit handelt, ja meist „aus dem Handgelenk heraus“ schreibt, kann man bei einiger Geübtheit diese handschriftliche „Ein-

teilung“ gleich als Vorriß benutzen, denn es ist ja nicht nötig, daß der einzelne Buchstabe richtig vorgezeichnet ist, sondern wir müssen nur wissen und kontrollieren können, welchen Raum die einzelnen Worte und Abstände einnehmen müssen.

Bei Urkunden oder ähnlichen künstlerisch zu bewertenden Arbeiten benutzt man das handschriftliche Durchschreiben gern als erstes Lasten oder Vorführen, um sich mit dem Text im Zusammenhang mit der verfügbaren Fläche vertraut zu machen.

Anderes verhält es sich bei Glasschildern, bei denen man ja ohne Pause nicht auskommt. Bei Hinterglasarbeiten muß man im Vertrauen auf die Verlässlichkeit der Pause oder Unterlegzeichnung sein ganzes Trachten auf sauberes, flottes Arbeiten richten können; in der Pause muß alles einwandfrei gelöst sein, auch die Zeichnung aller kleinster Schrift. Die Verteilung der Pause geschieht nach denselben Grundsätzen wie unter 1, nur mit dem Unterschied, daß man nicht auf ein Arbeitsobjekt überträgt, sondern auf Pauspapier, und zwar mit Bleistift, den man um so spizer hält, je kleiner die Schrift ist. Bei Glasschildern, die aus mehreren Tafeln zusammengefast sind, zeichnet man in die Maßstabgröße die Zusammenfassungen mit ein und ordnet die Beschriftung so an, daß auf jene möglichst nur Zwischenräume zu liegen kommen. Dasselbe ist bei einer farbigen Skizze zu beachten, die ebenfalls genau im Maßstab anzufertigen ist. Man überträgt die Pausenteile nach den einzelnen Tafeln der Skizze. Bei kleineren Glasschildern probiert man die Anordnung der Schrift gleich in der natürlichen Größe. Man raubt die Kohle nur leicht ab, heftet einen zweiten Bogen Transparentpapier darüber und zeichnet dann mit Bleistift korrekt fertig. M a n n a l e r.

Baugewerbliches

Die Bauwirtschaft in der ersten Hälfte 1932.

Der Wochenbericht des Instituts für Konjunkturforschung Nr. 17 vom 27. Juli 1932 enthält dazu unter anderem folgende Ausführungen:

„Die Belegung der Beschäftigung während der Bauzeit 1932 war bisher außerordentlich gering. Am die Jahresmitte standen nur 22,4% der Mitglieder des Deutschen Bauwerksbundes in Arbeit. Nach der Industrieberichterstattung betrug die Zahl der beschäftigten Bauarbeiter nur rund 15% der Höchstbeschäftigung. Die Beschäftigung bewegt sich gegenwärtig auf rund der halben Höhe des Vorjahres.“

In den letzten Monaten (April, Mai) hat sich der konjunkturelle Rückgang der Bautätigkeit etwas verlangsamt. Die Zahl der neuen Wohnungen, deren Bau in Angriff genommen wurde, blieb in den Groß- und Mittelstädten um 35% hinter dem Vorjahresumfang zurück. Demgegenüber stieg die Zahl der Wohngebäude, mit deren Bau begonnen wurde, auf annähernd das Doppelte. In dieser gegenfälligen Entwicklung der Erstellung von Wohnungen und Wohngebäuden kommt der veränderte Charakter der gegenwärtig noch möglichen Wohnungsbautätigkeit zum Ausdruck. An die Stelle der mit öffentlicher Unterstützung errichteten großen Häuserblocks der letzten Jahre sind das Siedlungshaus und das Eigenheim getreten, deren Finanzierung aus den Reichsmitteln für die Siedlung und aus sonstigen Mitteln erfolgt, die vorwiegend nicht dem freien Kapitalmarkt entstammen. Die Zahl der Wohnungen je Wohngebäude, die Anfang vorigen Jahres bei den genehmigten Bauten im Durchschnitt noch 4,7 betrug, ist in den Groß- und Mittelstädten auf 1,7 zurückgegangen. Der Anteil des Wohnungsbaues an der gesamten Wohnungsherstellung hat sich weiter auf 34% erhöht (erstes Vierteljahr 1932: 21%).

Der konjunkturelle Rückgang des Baustoffabjages hat sich etwas abgeschwächt. Der Zementablag lag im Durchschnitt der Monate April und Mai um 30%, der Absatz von Brantkalk an das Baugewerbe um nur 18% unter Vorjahreshöhe.

Soweit von den Bauherren Mittel zur Finanzierung aufgebracht werden können, bedeutet die weitere Senkung der Baukosten eine nicht unwesentliche Verbilligung der Gebäudeerstellung. Nach dem amtlichen Index sind die Baukosten seit ihrem Höchststand Ende 1929 um 33%, seit Ende vorigen Jahres um rund 14% gesunken. Der Index lag im Juni 1932 auf 121,5 (1913 = 100). Der nicht unerhebliche Rückgang in den letzten Monaten wurde vor allem durch die Herabsetzung der Bauarbeiterlöhne herbeigeführt.“

Gewerkschaftliches

Der Verbandstag des Lederarbeiterverbandes.

Der Anfang August in Frankfurt am Main abgehaltene Verbandstag des Deutschen Lederarbeiterverbandes war verbunden mit dem 60jährigen Jubiläum dieser Organisation. Wenn eine gewerkschaftliche Vereinigung auf eine 60jährige Geschichte zurückblicken kann, dann muß sie etwas geleistet haben. In der Tat ist der Lederarbeiterverband eine der stabilsten Gewerkschaften des DGB. Mit dem 60jährigen Jubiläum des Verbandes war eine andere Gedankfeier verbunden: der Verbandsvorsitzende, Kollege Mahler, konnte zu gleicher Zeit auf eine 30jährige Tätigkeit als Vorsitzender der Organisation zurückblicken. Der Verbandstag bot eine gute Gelegenheit, diesem erfahrenen Gewerkschaftsführer für seine langjährige Tätigkeit zu danken. Der Tätigkeitsbericht des Vorstandes wurde von Mahler gegeben. Aus dem Bericht des Hauptkassierers, Kollegen Bok, ging hervor, daß den Mitgliedern etwa 70% der Einnahmen in Form von Unterstützungen wieder zugeflossen sind. Diese Angaben zeigen, wie wertvoll eine Gewerkschaftsorganisation in Notzeiten für ihre Mitglieder ist

